Robert B. Parker

Kevins Weg ins andere Leben

Ein Spenser-Roman

Ullstein Krimi

Robert B. Parker

Kevins Weg ins andere Leben

Kriminalroman mit Spenser

Übersetzt von Eike Arnold

Ullstein Krimi

Ullstein Krimi
Lektorat: Martin Compart
Ullstein Buch Nr. 10326 im Verlag Ullstein GmbH,
Frankfurt/M – Berlin – Wien
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
God Save the Child

Umschlaggestaltung & Fotorealisation:
Welfhard Kraiker & Karin Szekessy
© 1974 by Robert B. Parker
Übersetzung © 1976 by Verlag Ullstein GmbH,
Frankfurt/M – Berlin – Wien
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 1985
Druck und Verarbeitung:
Ebner Ulm
ISBN 3 548 10326 X
November 1985

Ein Kind verschwindet spurlos…
Ist Kevin Bartlett (15) entführt worden, wie sein Vater glaubt, ein reicher Bostoner Bauunternehmer? Oder ist er nur durchgebrannt, wie Privatdetektiv Spenser argwöhnt, dem die seltsamen Begleitumstände Rätsel aufgeben? Oder ist er schon tot? Eine groteske Lösegeldforderung, ein Pappkarton mit gräßlichem Inhalt, ein Toter im Hause Bartlett – das sind die rätselhaften Meilensteine auf Kevins Weg ins andere Leben, auf dem Spenser ihm nun ins Dunkel folgt…
Dies ist der 2. Spenser-Roman, in dem Bostons härtester Privatdetektiv seine Freundin Susan Silverman kennenlernt. In den USA entsteht eine Spenser-Fernsehserie.

Für meine Mutter und meinen Vater

1

Wenn ich mich in meinem Stuhl zurücklehnte und den Hals reckte, konnte ich durch das Fenster den Himmel sehen, einen tiefblauen, wolkenlosen Septemberhimmel. Es war ein warmer Spätsommertag, und ich saß unwillig in meinem Büro in Boston.

»Mr. Spenser, hören Sie uns überhaupt zu?«

Ich richtete mich auf und sah Roger und Margery Bartlett an.

»Ja, Madam«, antwortete ich lakonisch. »Sie sagten gerade, daß Sie noch nie einen Privatdetektiv engagiert hätten, aber in diesem besonderen Fall ohne meine Hilfe nicht auskämen. So geht es fast allen meinen Klienten.«

»Richtig, das sagte ich.«

Sie war vermutlich älter, als sie aussah, und nicht ganz so schwer, wie sie wirkte. Ihre Beine waren sehr schlank, fast zerbrechlich, und ließen die üppigen Formen ihres Körpers beinahe wuchtig erscheinen. Ihr Gesicht war hübsch: weiche Züge, ein verwöhnter Schmollmund und sorgfältiges Augen-Make-up, mit dem sie sich gewiß keine Tränen leisten konnte. Das Haar war frisch blondiert und knabenhaft kurz geschnitten. Sie trug einen buntbedruckten Kaftan mit Seitenschlitzen und hochgeschnürte, schwarze Plateausandalen. Als sie mir gegenübersaß, schlug sie kunstvoll die Beine übereinander, und ich sah ihre Knie. Tun Sie das nicht, wollte ich sagen, Ihre Beine sind zu dünn. Aber sie hätte es mir bestimmt nicht geglaubt.

Wo ihr Hüftgürtel endete, zeichnete sich unter ihrem Kaftan ein kleiner Wulst ab. Sie trug eine riesige, achteckige

Sonnenbrille mit lavendelblauen Gläsern und als Kette eine Lederschnur mit Holzperlen, ebenfalls lavendelblau.

»Wir möchten unseren Sohn wiederhaben«, sagte sie.

»Ich verstehe.«

»Er ist seit einer Woche verschwunden – weggelaufen.«

»Haben Sie eine Vorstellung, wo er sein könnte?« fragte ich.

»Nein«, antwortete jetzt ihr Mann. »Ich habe ihn überall gesucht – bei Freunden, Verwandten und Bekannten. Niemand hat ihn gesehen.«

»Haben Sie die Polizei benachrichtigt?«

Sie nickten beide. »Ich habe sogar mit dem Polizeichef gesprochen«, sagte Mr. Bartlett. »Er versprach mir jegliche Hilfe, aber natürlich besteht nicht viel…«

Er brach ab und sah mich stumm an. Man sah ihm an, daß er sich in seiner Haut nicht wohl fühlte, ebensowenig in seiner Kleidung, die offensichtlich mehr dem Geschmack seiner Frau als seinem eigenen entsprach. Er trug ein scharlachrotes Hemd mit Löffelkragen, eine breite rosa Krawatte und ein rot-weiß kariertes Jackett, das in der Taille spannte. Die Brusttasche zierte ein Taschentuch aus der gleichen Seide wie die Krawatte. Die Füße steckten in kostbaren Gebilden aus schwarz-weißem Lack, die der Träger wohl lieber gegen derbere, aber bequemere Schuhe eingetauscht hätte. Die Hände waren grobknochig und voller Schwielen, die Nägel abgebrochen, darunter ein Schmutzrand, der sich mit Wasser und Seife vermutlich nicht abwaschen ließ.

»Warum könnte er weggelaufen sein?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Mrs. Bartlett. »Er ist nicht sehr glücklich. Scheint Pubertätsschwierigkeiten zu haben. Die meiste Zeit verbringt er allein in seinem Zimmer. Seine Zensuren werden immer schlechter. Dabei war er immer ein sehr guter Schüler. Er ist hochbegabt.«

»Warum sind Sie so sicher, daß er weggelaufen ist?« fragte ich.

»Er hat sein Meerschweinchen mitgenommen«, antwortete Mr. Bartlett. »Offensichtlich kam er nach der Schule heim, nahm das Meerschweinchen und verschwand.«

»Hat ihn jemand gesehen, als er ging?«

»Nein.«

»War jemand zu Hause, als er von der Schule heimkam?«

»Nein. Ich war bei der Arbeit und meine Frau beim Schauspielunterricht.«

»Ich habe zweimal wöchentlich Schauspielunterricht. Nachmittags. Vormittags gibt es keine Gelegenheit. Ich bin ein schöpferischer Mensch und brauche diese Möglichkeit des Selbstausdrucks«, erläuterte Mrs. Bartlett, und ihr Mann grunzte verächtlich.

»Aber was hat das mit Kevins Verschwinden zu tun?« fragte sie plötzlich. »Meinen Sie, er wäre nicht fortgelaufen, wenn ich zu Hause gewesen wäre? Da irren Sie sich. Schließlich ist Roger kein Vater, wie ihn der Junge braucht.«

»Ich wollte doch nur wissen, ob er nach der Schule zu Hause war oder nicht«, erwiderte ich ungeduldig.

»Ohne meine künstlerische Betätigung könnte ich längst nicht so eine gute Mutter und Ehefrau sein. Ich tue es hauptsächlich wegen meiner Familie.«

»Schon gut«, versuchte ich, sie zu beschwichtigen.

»Schöpferische Menschen müssen sich schöpferisch betätigen. Das können Sie nur verstehen, wenn Sie selbst so sind.«

»Das versuche ich zu sein, vor allem in diesem Augenblick. Ich bemühe mich redlich, Ihnen eine brauchbare Information über Ihren Sohn zu entlocken, aber es scheint unmöglich«, sagte ich verärgert.

Mr. Bartlett warf seiner Frau einen bösen Blick zu. »Jetzt hör endlich auf, von dir zu reden, Marge.«

Sie sah ihn verwirrt an und schwieg.

»Hat der Junge außer dem Meerschweinchen noch etwas mitgenommen?« fragte ich.

»Nein.«

»Ist er schon jemals weggelaufen?«

Sie schwiegen eine Weile und sahen sich fragend an, dann antworteten sie gleichzeitig. Sie sagte »ja«, er »nein«.

»Viel mehr Möglichkeiten gibt es wohl nicht«, stöhnte ich.

»Er ist damals nicht wirklich fortgelaufen«, erläuterte Bartlett. »Er hatte uns nur nicht Bescheid gesagt, daß er bei einem Freund schlafen wollte. So etwas tun alle Jungen mal.«

»Nein, so war es nicht. Er ist schon damals fortgelaufen«, sagte seine Frau. »Wir haben am nächsten Tag überall angerufen. Jimmy Housers Mutter endlich sagte uns, daß er bei ihnen übernachtet hatte. Wenn du ihn nicht von der Schule abgeholt hättest, wäre er sicherlich nicht von selbst heimgekommen.«

»Ach, Marge, du machst aus allem gleich ein Drama.«

»Roger, mit dem Jungen ist etwas nicht in Ordnung, du willst es nur nicht wahrhaben. Wenn du nicht so knauserig wärst, hätte ich ihn längst von einem Psychologen untersuchen lassen. Dann wäre er jetzt zu Hause.«

Bartlett wurde rot.

»Verdammte Ziege«, brüllte er. »Ich habe dir damals gesagt, verzichte auf den verflixten Schauspielunterricht, auf den Töpferkurs, den Kurs in Bildhauerei und den ganzen modischen Schnickschnack. Und in deinem Kleiderschrank hängt das Honorar für zwanzig Jahre psychotherapeutische Behandlung…«

In ihren Augen standen Tränen. Ich fürchtete um ihr Augen-Make-up, deshalb schaltete ich mich ein.

»Sie verwechseln mich offensichtlich mit einem Eheberater. Streiten Sie gefälligst zu Hause. Und jetzt lassen Sie mich über mein Honorar sprechen. Ich bekomme hundert Dollar pro Tag und Spesen. Außerdem brauche ich fünfhundert Dollar Anzahlung.«

Sie schwiegen beschämt. Dann sagte Bartlett: »Natürlich, das geht in Ordnung. Ich habe Ihnen einen Scheck mitgebracht.«

Er zog seinen Stuhl näher an meinen Schreibtisch heran und schrieb mir den Scheck aus. Es war ein Firmenscheck mit dem Aufdruck: *Bartlett Construction.* Ich war also ein steuerlich absetzbarer Sonderposten seiner Baufirma.

»Was möchten Sie zuerst unternehmen?« fragte Mrs. Bartlett.

»Ich werde nach dem Mittagessen zu Ihnen nach Smithfield hinausfahren, Ihr Haus und Kevins Zimmer ansehen und in der Schule mit seinen Lehrern sprechen.«

»Aber das hat die Polizei schon getan. Was wollen Sie außerdem unternehmen?«

»Das wird sich ergeben.«

»Aber werden Sie ihn finden?«

»Ja, ich werde so lange suchen, bis ich ihn finde.«

Sie sahen mich skeptisch an. Vielleicht lag es an meinem Büro – für einen erfolgreichen Detektiv reichlich schäbig –, daß sie an meiner Qualifikation zweifelten. Ich erhob mich.

»Also dann bis heute nachmittag«, sagte ich. Sie verabschiedeten sich und gingen.

Ich beobachtete sie vom Fenster aus, als sie das Haus verließen. Sie überquerten die Straße und stiegen in einen blauen Dodge Club Van. Als der Wagen aus der Parklücke herausfuhr, las ich an der Autotür: *Bartlett Construction.*

2

Ich fuhr im offenen Kabriolett nach Norden hinaus und verließ Boston über die Mystic River Bridge. Zu meiner Rechten lag der Hafen mit seinen vorgelagerten Inseln. Zwischen Lagergebäuden und Speichern lugte der Kirchturm der Old North Church hervor, östlich vom Hafen konnte ich die Flughafengebäude von Logan Airport erkennen und weiter nordöstlich die Küste und das offene Meer.

Die Brückenstraße mündet in Chelsea in die nordöstliche Schnellstraße, auf der man nach kurzer Zeit Saugus erreicht. Hier ist die Schnellstraße auf den nächsten zehn Meilen Hauptgeschäftsstraße mit unzähligen Supermärkten, Imbißstuben, Pizzerias, Feinkostläden, Restaurants, Tankstellen und Waschanlagen.

Erst nach Saugus beginnt das offene Land. Die Straße ist jetzt von Wiesen gesäumt, dahinter stehen Ahornhaine. Auf der einen Seite konnte ich durch die Bäume hindurch die glitzernde Oberfläche eines Sees erkennen. Dann kamen die Ausfahrt nach Smithfield und die schattige Ulmenallee mit ihren schönen alten Schindelhäusern, die von blühenden Büschen und gepflegten Rasenflächen umgeben waren. Nach kurzer Zeit war ich im Stadtzentrum von Smithfield.

Das Gemeindehaus stammte noch aus der Kolonialzeit. Baujahr 1681, las ich. Es war umgeben von einem gepflegten Rasen. Schräg gegenüber stand die Kirche mit ihrem spitzen Turm und daneben die Bibliothek, die wie das Gemeindehaus und die Kirche mit weißen Schindeln verkleidet war.

Auf einer Mauer am Gemeindeplatz saßen sechs barfüßige, langhaarige Teenager in T-Shirts, vier Jungen und zwei Mädchen. Sie ließen die Beine baumeln und rauchten.

Ich fuhr um den Gemeindeplatz herum und bog in die Hauptstraße ein. Auch hier wieder prächtige alte Villen, umgeben von Rasen und Bäumen, dahinter Wiesen, die zum Seeufer hinunter steil abfielen. Das Haus der Bartletts war gelb, mit dunkelgrünen Fensterläden und einem Schieferwalmdach, aus dem A-förmige Dachfenster herausragten.

Ein Backsteinweg führte zur großen vorderen Eingangstür, die von zwei Kandelabern flankiert war. Die Backsteinauffahrt verlief zunächst parallel, bog dann aber in einer sanften Kurve zu einer Scheune ab, die wie das Haus gelb und grün gestrichen war und als Garage diente. Der blaue Dodge stand dort, außerdem ein Ford Country Squire, ein roter Mustang und ein schwarzer Chevrolet mit Funkantenne.

Die Scheunentore standen offen, und Schwalben flogen ein und aus. Hinter dem Haus war ein quadratischer, blaugekachelter Swimmingpool, dessen Wasser wie gefärbt aussah. Hinter dem Swimmingpool mähte ein junges Mädchen den Rasen.

Ich parkte neben dem schwarzen Chevrolet, dicht an den Hortensiensträuchern, die den Parkplatz gegen die Straße abschirmten. Vor dem Hintereingang lag ein schwarzer Neufundländer, der mich musterte, ohne den Kopf von den Pfoten zu heben. Ich mußte um ihn herumgehen, als ich die Stufen zur Hintertür hinaufstieg. Von irgendwoher hörte ich das Summen eines Ventilators. Dabei wurde mir bewußt, wie sehr ich schwitzte. Ich trug nämlich trotz der Hitze ein weißes Sportsakko, das ich nicht ausziehen mochte, da ich in einer vornehmen Gegend wie Smithfield nicht sichtbar bewaffnet herumlaufen wollte. Auf die Waffe aber konnte ich, wie mich

so manche schlimme Erfahrung in der Vergangenheit gelehrt hatte, nie und nirgends verzichten. Außer dem weißen Sportsakko trug ich ein rot kariertes Hemd, eine dunkelblaue Hose und weiße Sportschuhe. Ich kam mir todschick vor, als ich an der Hintertür auf den Klingelknopf drückte und ein Gong ertönte.

Roger Bartlett öffnete die Tür. Er sah keineswegs glücklicher aus als bei unserer ersten Begegnung, aber er war jetzt salopper gekleidet: blaue Segeltuchschuhe, Bermudashorts und ein weißes, ärmelloses Unterhemd. In der Hand hielt er ein Glas mit Gin Tonic, und an seinem Atem konnte ich feststellen, daß es heute nicht der erste Drink war.

»Kommen Sie, treten Sie näher«, sagte er. »Was halten Sie von einem kühlen Drink bei der Hitze? Ein Schnaps vielleicht?«

Seine Handbewegung deutete an, daß er an etwas Doppelstöckiges dachte. Ich folgte ihm in die Küche. Es war ein großer Raum mit einer rustikalen Eßgruppe aus Ahornholz in einem geräumigen Erker. Am Tisch saßen Margery Bartlett und ein Polizeibeamter, der eine Dose Bier trank. Seine Achselstücke und Ärmel waren reich mit Goldlitze dekoriert, ebenso seine Mütze, die auf dem Tisch lag. Im Pistolenhalfter an seinem Sam-Browne-Gürtel steckte eine Waffe, Kaliber 45, mit Perlmutterhandgriff. Der Gürtel schnürte seinen dicken Bauch ein, und das kurzärmelige, dunkelblaue Uniformhemd spannte im Rücken. In den Achselhöhlen und am Rückgrat war es schweißnaß. Die nackten Arme waren sonnengebräunt und fast ohne Haare. Das runde, fleischige Gesicht war feuerrot, bis auf die blassen Kreise um seine Augen, wo er durch die Sonnenbrille gegen die Sonne geschützt gewesen war. Offensichtlich hatte er sich erst kürzlich die Haare schneiden lassen, denn auch hinter den Ohren hatte er weiße Streifen. Die Augen waren ziemlich klein und wasserblau, der Nacken so

kurz, daß der Kopf auf den Schultern zu sitzen schien. Er trank einen kräftigen Schluck Bier und grunzte leise.

»Ich möchte gern eine Dose Bier«, sagte ich.

Bartlett holte eine aus dem roten Kühlschrank. »Möchten Sie ein Glas?«

»Nein, danke.«

Die Küche war hellgrau getäfelt. Die Schränke und die Küchengeräte waren rot. Gegenüber dem Erker war eine Backsteinwand mit eingebautem Herd, Spülmaschine und Kühlschrank. Die Abzugshaube über dem Herd war aus Kupfer, ebenso wie die Pfannen, die an der Backsteinwand hingen und offensichtlich nie benutzt wurden.

Den grau-roten Fliesenboden bedeckte zum Teil ein blauroter, ovaler Teppich. Außer der Eßgruppe im Erker gab es noch in der Mitte des Raumes eine Eßbar, ebenfalls aus Ahornholz, mit rotgepolsterten Barhockern. Auf einem der Barhocker ließ ich mich nieder und öffnete die Bierdose.

»Mr. Spenser, das ist Polizeichef Trask«, stellte mir Margery Bartlett den Polizeibeamten vor. »Er befaßt sich ebenfalls mit dem Fall.« Ihre Stimme klang ungewöhnlich laut. Während sie mit mir sprach, hielt sie ihrem Mann ihr leeres Glas hin. Trask nickte mir zu. Bartlett füllte indessen das Glas mit Gin auf, fügte eine Limonenscheibe, Eis und Schweppes Tonic Water hinzu und stellte das Glas vor sie hin.

»Ich möchte von vornherein einige Dinge mit Ihnen klären, Spenser«, sagte Trask.

»Ich bin immer für völlige Offenheit«, erwiderte ich unbekümmert.

Er starrte mich feindselig an. »So?« fragte er mit skeptisch hochgezogenen Brauen und musterte mich mit meinen siebenunddreißig Jahren wie einen ungezogenen Schuljungen.

»Jeder, der mich kennt, wird Ihnen bestätigen, daß ich gern mit offenen Karten spiele. Also, was wollten Sie mit mir klären?«

»Ich habe mich nach Ihnen erkundigt, nachdem mir Rog erzählt hatte, daß er Sie engagiert habe«, sagte er unfreundlich. »Die Auskünfte waren nicht sehr positiv.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Sie halten sich für etwas Besonderes und arbeiten nicht mit den zuständigen Behörden zusammen, sagt man.«

»Ach du lieber Gott, und ich dachte, das würde nie herauskommen«, scherzte ich.

»Dann lassen Sie sich folgendes sagen, Mister. Hier in Smithfield werden Sie kooperieren, und zwar mit meiner Abteilung. Meine Leute werden Sie nicht aus den Augen lassen. Wenn Ihnen das nicht paßt, können Sie gleich wieder nach Boston abdampfen. Verstanden?«

»Wie lange üben Sie eigentlich schon Ihren bösen Blick?«

»Häh?«

»Üben Sie jeden Morgen vor dem Spiegel, oder beherrscht man so etwas wie zum Beispiel das Radfahren – einmal gelernt, nie vergessen?«

Trask schlug wütend mit der Faust auf den Tisch. Das Eis in Margery Bartletts Glas klirrte. »George, bitte«, flehte sie ihn an.

»Das führt uns nicht weiter«, mischte sich jetzt auch Roger Bartlett ein, um zu vermitteln. Von draußen drang das Geräusch des Rasenmähers herein.

Trask atmete tief durch. »Gibst du mir noch ein Bier, Rog?«

Bartlett gab ihm das Gewünschte und stellte auch mir noch eine Dose hin, obwohl ich die erste noch nicht einmal zur Hälfte geleert hatte.

»Wie weit sind Sie mit Ihren Ermittlungen, Chief?« fragte ich jetzt den Polizeichef.

»Sozusagen am Ende«, antwortete er. »Der Junge ist weggelaufen, und wir können ihn nicht finden. Vielleicht ist er inzwischen in New York untergetaucht, oder gar in Kalifornien.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil er nicht mehr hier in der Gegend ist. Wäre er noch hier, hätten wir ihn längst gefunden.« Trask nahm einen Schluck aus seiner Dose.

»Was hat er alles mitgenommen?«

»Nur sein Haustier«, sagte Margery Bartlett. »Sein Meerschweinchen.«

»Genau«, sagte Trask. »Sein Meerschweinchen. Ansonsten nur das, was er am Leibe trug, weiter nichts. Haben die Bartletts Ihnen das nicht schon erzählt?«

»Was hatte er an?«

»Ein blaues, kurzärmeliges Hemd, braune Hose, weiße Segeltuchschuhe.«

»Hat er Meerschweinchenfutter mitgenommen?«

Trask sah mich an, als zweifelte er an meinem Verstand. »Futter?«

»Ja, Futter. Hat er für das Meerschweinchen Futter mitgenommen?«

Trask warf Margery Bartlett einen fragenden Blick zu. »Ich weiß nicht«, sagte sie zögernd. »Mit dem Meerschweinchen hatte ich nichts zu tun.« Sie schüttelte sich. »Schmutzige kleine Dinger. Kann sie nicht ausstehen.«

Ich sah ihren Mann an. Er schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.«

»Was soll eigentlich der ganze Quatsch mit dem Meerschweinchen?« schimpfte Trask. »Das Tier ist nicht unsere Sorge. Wir suchen einen vermißten Jungen. Mir ist es egal, ob das Meerschweinchen gut oder schlecht ernährt wird.«

»Nun, wenn der Junge so sehr an dem Meerschweinchen hing, daß er deswegen heimkam, um es abzuholen«, gab ich zu bedenken, »dann halte ich es für unwahrscheinlich, daß er es ohne Futter mitgenommen haben soll, wenn er nicht vorhatte, bald wieder zurückzukommen. Wie hat er es überhaupt transportiert? In einem tragbaren Stall, einer Schachtel, oder wie?«

Die drei sahen sich verblüfft an.

»Hat das Hemd, das er bei seinem Verschwinden trug, eine große Tasche? Groß genug, um ein Meerschweinchen zu transportieren?«

Roger Bartlett schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Einen Tag, bevor er verschwand, habe ich das Hemd in die Waschmaschine gesteckt. Dabei fiel mir auf, daß es keine Taschen hat. Ich untersuche nämlich Kleidungsstücke gründlich, bevor ich sie in die Maschine gebe, weil die Kinder immer etwas in den Taschen vergessen, was dann verdorben ist.«

»Gut«, sagte ich. »Dann müssen wir herausfinden, wie er das Meerschweinchen sonst noch transportiert haben könnte.«

Roger Bartlett nickte. »Kommen Sie mit.«

Wir verließen die Küche und kamen in die Diele, von der aus eine breite Treppe zur oberen Etage führte. Auf halber Höhe konnte ich vom Treppenabsatz aus durch das große, blumenumrankte Dielenfenster den Swimmingpool sehen.

Das Zimmer des Jungen ging zur Straße hinaus. Das Bett stand gegenüber dem Fenster. Es war ein niedriges Couchbett, mit einer rot-schwarzen Decke abgedeckt. Teppich und Vorhänge waren buntgewürfelt. Links von der Tür reichte eine eingebaute Tischplatte von Wand zu Wand. Unter der Platte waren einige Schubladen, darüber lagen Bücher, Papier und Bleistifte. In einer Ecke auf der Platte stand ein Kleintierkäfig mit orangefarbenem Plastikboden. Die kleine

Wassersaugflasche im Käfig war noch fast voll, ebenso die Futterschüssel. Das Gitterdach des Käfigs war geöffnet, der Käfig leer. Bartlett hob den Deckel einer Schachtel, die neben dem Käfig stand. Sie enthielt ein Päckchen gewöhnliches Meerschweinchenfutter, ein Päckchen Kraftfutter und einen blauen Karton mit Tragegriff und der farbigen Abbildung eines zufriedenen Meerschweinchens.

»So einen Karton bekommt man in der Zoohandlung beim Kauf eines Kleintiers«, erklärte Bartlett. »Kevin hat darin das Meerschweinchen öfter zu Freunden mitgenommen.«

Sonst war nichts in der Schachtel. Die beiden angebrochenen Futterpäckchen und der Tragekarton füllten den Platz aus. Mehr wäre nicht hineingegangen.

»Meinen Sie, daß Futter fehlt?« fragte ich.

»Das glaube ich nicht. Er hat die Vorräte hier in dieser Schachtel aufbewahrt, und es ist noch alles da.«

Er sah sich im Zimmer um, das sehr ordentlich wirkte. Unter dem Bett standen ein Paar Sportschuhe und daneben Hausschuhe. Auf dem Nachttisch stand eine Leselampe und ein kleines rotes Kofferradio, auf der Arbeitsplatte ein beiger, tragbarer Fernsehapparat, und darauf lag die letzte Nummer einer Fernsehzeitschrift. Ich öffnete den Schrank. Auch hier war alles beängstigend ordentlich. Die Kleider hingen auf Bügeln, Hemden und Pullover waren ordentlich zusammengelegt und aufeinandergestapelt.

»Wer kümmert sich um sein Zimmer?« fragte ich.

»Er selbst«, antwortete sein Vater. »Ist es nicht ordentlich? Ich habe nie ein so ordentliches Kind gesehen. Das ist nicht normal.«

Ich nickte und öffnete die Schubladen unter der Arbeitsplatte. Sie waren so aufgeräumt wie das übrige Zimmer. Die Unterwäsche zusammengelegt, die Strümpfe zusammengerollt,

sechs farbige Polohemden ordentlich übereinandergestapelt. Zwei Schubladen standen leer.

»Was war in diesen Schubladen?« fragte ich.

»Ich glaube, nichts.«

»Sind Sie sicher?«

»Nein. Wie ich schon sagte, hat er sich selber um sein Zimmer gekümmert.«

»Könnte Ihre Frau eventuell Bescheid wissen?«

»Nein.«

»Na gut.« Ich sah mich im Zimmer um, ob nicht doch noch irgendein versteckter Hinweis zu finden war, eine Botschaft in Geheimschrift, vielleicht mit Rohdiamant in die Fensterscheibe gekratzt. Ich sah nichts. Das Zimmer war so kahl und unpersönlich wie die Jugendzimmer im Schaufenster großer Möbelfirmen, geschmackvoll, aber unbewohnt.

»Was suchen Sie?« fragte mich Bartlett.

»Das weiß ich selbst nicht, bis ich es sehe.«

»Also, sind Sie fertig?«

»Ja«, sagte ich, und wir gingen wieder hinunter.

Als wir in die Küche kamen, mixte Trask gerade an der Bar einen Gin Tonic für Margery Bartlett. Vor seinem Platz standen zwei weitere leere Bierdosen, und Margery Bartletts Stimme war noch lauter als vorher.

»Also, wir spielten vor einer Schülergruppe in Boston«, sagte sie gerade. »Das Stück kam großartig an. Kinder sind die dankbarsten Zuschauer.«

Trask rülpste ungeniert, »‘tschuldige, Marge«, sagte er.

»Ziemlich viel Kohlensäure in dem Bier«, sagte Roger Bartlett. »Verstehe selbst nicht, warum ich das überhaupt kaufe.«

Während er sprach, mixte sich Bartlett noch einen Gin Tonic. Ich öffnete meine zweite Bierdose und nahm einen Schluck.

Margery Bartlett stand auf und stieß dabei mit der Hüfte gegen den Tisch. Sie kam auf mich zu, eine Zigarette im Mund, und fragte: »Haben Sie Feuer?«

Ich sagte: »Nein.« Sie setzte sich auf den Barhocker neben mir und drückte ihren Schenkel gegen meinen. Sie roch stark nach Gin. Während sie mit ihrem Mann sprach, musterte sie mich aus halb zusammengekniffenen Augen.

»Warum hast du nicht so breite Schultern wie Mr. Spenser, Rog? Ich wette, er sieht ohne Hemd fabelhaft aus. Habe ich recht, Mr. Spenser?« Ihre Zigarette, die immer noch nicht angezündet war, hüpfte zwischen ihren Lippen auf und ab, als sie sprach.

»Mag schon sein«, erwiderte ich. »Aber gewöhnlich trage ich ein Hemd, weil meine Spielzeugpistole sonst die Haut aufscheuert.«

Einen Moment lang schien sie verwirrt, aber dann gab ihr Trask Feuer. Sie inhalierte den ersten Zug und blies dann den Rauch durch die Nasenlöcher aus, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen. Mit ihrer rechten Hand drückte sie meinen Oberarm und rief in höchster Bewunderung: »Ooooch!«

»Sie haben wohl in letzter Zeit zu viele Marlene-Dietrich-Filme gesehen?« fragte ich.

Sie schien wieder verwirrt, trat einen Schritt zurück und nahm einen Schluck von ihrem Drink. »Ich muß mal aufs Töpfchen«, sagte sie mit einem koketten Augenaufschlag und zog sich zurück. Ich trank mein Bier aus.

»Na, haben Sie schon irgend etwas herausgefunden, Sherlock Holmes?« erkundigte sich Trask spöttisch.

Ich schüttelte den Kopf.

Trask schien sich zu freuen. »Etwas anderes habe ich auch nicht erwartet«, sagte er. »Wir haben hier zwar nicht viele Leute in Smithfield, aber die wenigen sind gut ausgebildet und arbeiten zuverlässig.«

»Ich glaube aber immer noch, daß der Junge entweder am Ort ist oder mit jemandem mitging, den er kannte.«

»Das ist Unsinn.«

»Er würde bestimmt keine lange Reise mit seinem Meerschweinchen im Arm antreten. Er ist ein ordentlicher Junge. So etwas könnte ich mir nicht vorstellen.«

»Das stimmt«, kam mir Bartlett zu Hilfe. »Kevin wäre nie so einfach weggegangen, mit dem Meerschweinchen in der Hand.«

Von irgendwo drang das gedämpfte Geräusch einer Toilettenspülung. Eine Tür wurde geöffnet und wieder geschlossen, und dann kam Margery Bartlett in die Küche zurück.

»Spenser denkt, daß sich Kevin noch hier in der Gegend aufhält«, erklärte ihr Bartlett. »Er meint, daß er bestimmt nicht ohne Futter und ohne Behälter für das Tier aufgebrochen wäre, wenn er eine längere Reise vorgehabt hätte.«

Margery Bartlett kippte den Rest ihres Drinks hinunter und fuchtelte herausfordernd mit dem Glas herum. Trask sprang auf. »Ich mixe dir noch einen, Marge. Bleib sitzen, Rog. Ich kümmere mich schon darum.«

»Was meinen Sie, Mrs. Bartlett?« fragte ich. »Ist Kevin ein Junge, der ohne Vorbereitungen fortläuft?«

»Marge«, sagte sie. »Nennen Sie mich einfach Marge.«

Trask stellte ihr das frisch gefüllte Glas hin und nahm für sich selbst ein weiteres Bier aus dem Kühlschrank.

»Ach du liebe Güte, ich muß schnell Limonen schneiden. Gin und Tonic ohne Limonen ist eine fade Angelegenheit.«

Marge Bartlett steckte sich wieder eine Zigarette in den Mund, diesmal eine mit Blümchenmuster. Trask beugte sich über den Tisch und gab ihr Feuer.

»Also, was meinen Sie, Marge?« fragte ich noch einmal.

»Was soll ich meinen?«

»Ist er ein Junge, der ohne Vorbereitungen das Weite sucht? Nach seinem Zimmer zu urteilen, kann ich es mir eigentlich nicht vorstellen.«

»Da haben Sie recht. Er ist genauso pedantisch wie sein Vater. Alles muß immer an derselben Stelle liegen. Von mir hat er das nicht. Ich liebe eher die schöpferische Unordnung. Menschen mit Phantasie können keine Pedanten sein. Wenn die beiden nicht so phantasielos wären, würde ich auch für sie kochen. Aber sie wollen ja nur immer Steaks und Hamburger. Die können sie allein zubereiten.«

»Du mit deiner Phantasie«, schimpfte Bartlett. »Du bist nicht schöpferisch, sondern faul. In den letzten fünf Jahren hast du nicht ein einziges Mal gekocht.«

»Also, Rog, so darfst du nicht sprechen«, verteidigte Trask die Hausherrin. »Marge richtet wunderschöne Platten für eure Partys her.«

»Daß ich nicht lache! Die Platten bestellt sie beim Party-Service. Sie kosten mich jedesmal ein halbes Monatseinkommen.«

»Du miese Ratte«, zischte Margery. »Du kannst nur immer ans Geld denken. Wenn du glaubst, ich könnte Schauspielunterricht, Stunden in modernem Tanz und Bildhauerei nehmen, um für dich und die Kinder jung und interessant zu bleiben, und nebenher noch Partys vorbereiten, auf die du stolz…«

»Red doch keinen Unsinn«, schrie Bartlett sie an. Sein Gesicht war puterrot vor Zorn. »Als ob du dich schon jemals um mich oder sonst jemanden gekümmert hättest…«

»Hört auf«, rief Trask dazwischen, »hört um Himmels willen auf.«

Ich stieg vom Barhocker herunter und nahm mir noch eine Dose Bier aus dem Kühlschrank. Dann ging ich durch die Hintertür ins Freie. Der Neufundländer lag immer noch auf den

Treppenstufen und ließ die Zunge heraushängen. Ich setzte mich neben ihn und öffnete die Bierdose. Bevor die automatisch schließende Tür ins Schloß fiel, hörte ich Margery Bartlett laut »Scheiße« brüllen.

Ich trank einen Schluck Bier und kraulte den Hund hinterm Ohr. Er wedelte mit dem Schwanz. Das Geräusch des Rasenmähers hörte auf, und nach kurzer Zeit kam ein junges Mädchen aus der Scheune und ging, ohne mich zu beachten, zum Vordereingang des Hauses.

Ich trank Bier und beobachtete einen Pirol, der in einem Holzapfelbaum in der Nähe von Ast zu Ast hüpfte.

Dann hörte ich wieder die Vordertür gehen. Das junge Mädchen kam um die Ecke. Es hatte einen Bikini an und trug ein Handtuch in der Hand. Ich schätzte es auf dreizehn oder vierzehn, ein Alter jedenfalls, das mich noch nicht interessierte. Für mich ist die untere Grenze sechzehn. Das Mädchen ging grußlos und mit gesenktem Blick an mir vorbei. Der Neufundländer erhob sich und folgte ihm. Dann sprangen beide in den Swimmingpool. Ich trank den letzten Schluck Bier und sah auf die Uhr. Es war halb fünf. Ich stellte die leere Dose auf das Treppengeländer, ging zu meinem Auto hinüber und fuhr zurück nach Boston.

3

Am nächsten Morgen absolvierte ich wie immer meinen Dauerlauf am Ufer des Charles River. Vom Esplanade bis zur Boston University Bridge waren es zwei Meilen, und ich hatte den Ehrgeiz, die gesamte Strecke von meiner Wohnung an der Marlborough Street, dann am Fluß entlang und zurück in vierzig Minuten zu schaffen. Das war an diesem Morgen noch anstrengender als sonst, weil es in Strömen regnete. Ich hatte zwar eine Trainingshose und ein Nylonblouson mit Kapuze angezogen, aber der Regen durchnäßte meine Segeltuchschuhe und peitschte mir ins Gesicht. Der Schweiß rann mir den Rücken hinunter, als ich über die Arlington Street zur Marlborough Street zurücklief.

Bevor ich aufgebrochen war, hatte ich die Kaffeemaschine gefüllt, und als ich zurückkam, war der Kaffee fertig. Aber ich trank ihn nicht gleich. Ich duschte und rasierte mich, zog eine leichte graue Hose und knöchelhohe Stiefel an, bevor ich in die Küche ging, um mein Frühstück herzurichten.

Ich schnitt zwei grüne Tomaten in Scheiben, bestreute sie mit Pfeffer, Salz und Rosmarin, wendete sie in Mehl und gab sie ins heiße Öl. Dann legte ich ein kleines Steak in die Grillpfanne und holte ungesäuertes, arabisches Brot aus dem Kühlschrank. Während Steak und Tomaten in der Pfanne brutzelten, trank ich meine erste Tasse Kaffee, wie immer mit zwei Stückchen Zucker und etwas Sahne, und aß Brombeeren, die ich auf der Rückfahrt von meinem letzten Wochenendausflug an einem Obststand auf dem Land gekauft hatte. Anschließend aß ich das Steak mit den Tomaten, stellte, nachdem ich fertig war, das Geschirr in die Spülmaschine,

wusch Gesicht und Hände, befestigte die Tasche mit der Pistole am Gürtel und zog ein blaues Leinenhemd an, das ich über die Hose fallen ließ, damit es die Waffe verdeckte. Eine Freundin hatte mir einmal einen weißen Regenmantel geschenkt, von dem sie behauptete, daß er mich größer machte. Den zog ich jetzt an und ging zu meinem Auto.

Es regnete noch immer in Strömen, als ich nach Smithfield hinausfuhr. Die Scheibenwischer konnten die Wassermenge kaum bewältigen, die in den Unterführungen gegen die Autoscheiben geschleudert wurden, weil ein Teil der Gullys überflutet war.

In einem Lebensmittelgeschäft in Smithfield erkundigte ich mich nach dem Weg zur Oberschule, die etwas außerhalb des Ortskerns in einem vornehmen Villenviertel lag.

Ich parkte auf dem Besucherparkplatz der Schule zwischen einem orangefarbenen Volvo und einem blauen Kombiwagen, stellte den Kragen meines Regenmantels hoch, stieg aus und eilte zur Eingangstür.

Im Innern des Gebäudes kam ich zunächst in ein großes Foyer, an dessen Wänden Schülerzeichnungen in Schaukästen ausgestellt waren. Links lag ein durch Glaswände abgetrennter Büroraum, an dessen Tür ein Schild mit der Aufschrift SCHULVERWALTUNG – ANMELDUNG stand. Ich ging hinein und bat die korpulente Empfangsdame mit der zu starken Dauerwelle, mich beim Direktor zu melden.

»Er ist den ganzen Vormittag in einer Besprechung«, sagte sie. »Vielleicht kann Ihnen sein Vertreter, Mr. Moriarty, helfen.«

Mr. Moriarty könne es sicherlich ebensogut, sagte ich. Sie bat mich um meinen Namen und verschwand dann in einem anderen Büro. Als sie zurückkehrte, gab sie mir mit einer Handbewegung zu verstehen, daß ich eintreten könnte.

Mr. Moriarty hatte ein rotes Gesicht, einen Hängebauch und ein Doppelkinn. Er trug einen dunkelblauen, seidenglänzenden Anzug, in den Schultern schmal geschnitten und mit schmalen Aufschlägen, ein weißes Hemd mit durchgeknöpften Kragenspitzen und eine schmale schwarze Strickkrawatte.

»Moriarty«, stellte er sich vor und gab mir die Hand.

Sein Haar war braun und ziemlich lang, wie ich zu meinem Erstaunen feststellte. Ich gab ihm meine Visitenkarte. Als er sie las, hob er die Augenbrauen.

»Privatdetektiv. Hm, ich war nach dem Krieg bei der Militärpolizei in Deutschland stationiert. Stuttgart«, sagte er.

»Ich suche einen Ihrer Schüler, der verschwunden ist. Kevin Bartlett. Vielleicht können Sie mir etwas über den Jungen erzählen, was mir weiterhilft.«

Moriarty runzelte die Stirn. »Alles, was ich weiß, habe ich Polizeichef Trask erzählt«, sagte er kurz. »Etwas Neues ist mir nicht eingefallen.«

»Dann erzählen Sie mir einfach noch einmal dasselbe«, bat ich ihn. »Manchmal fällt einem beim Erzählen etwas ein.«

»Weiß Polizeichef Trask, daß Sie hier sind? Ich möchte keine Schwierigkeiten, Sie müssen verstehen, schließlich ist Trask Polizeichef.«

»Er ist informiert. Erzählen Sie mir, was Sie von dem Jungen wissen.«

»Nun, er ist ein sehr begabter Schüler. Kommt aus guter Familie. Der Vater betreibt eine gutgehende Baufirma. Alteingesessene Familie, haben ein schönes Haus oben in Apple Knoll.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich bin dort gewesen. Aber ich möchte etwas mehr über Kevin erfahren. Was ist das für ein Junge? Hat er Anpassungsschwierigkeiten? Hat er viele Freunde, und wer sind sie? Ist er rauschgiftsüchtig, oder trinkt er Alkohol? Hat er eine Freundin? Kam er mit irgendeinem

Lehrer besonders gut oder überhaupt nicht aus? Warum könnte er fortgelaufen sein? In der Art bitte ich Sie, meine Fragen zu verstehen. Natürlich freue ich mich, wenn Sie mir sagen, daß er aus einer guten Familie kommt. Gerade deshalb möchte ich, daß er so schnell wie möglich zu seiner Familie zurückkehrt.«

»Sie verlangen viel von mir. Ich frage mich, ob ich überhaupt befugt bin oder nicht, mit Ihnen über diese Dinge zu sprechen.«

»›Ob‹ genügt schon«, sagte ich und lächelte.

»Wie bitte?« fragte er.

»›Ob‹ impliziert bereits ›oder nicht‹«, klärte ich ihn auf.

Seine Miene verfinsterte sich. »Na hören Sie mal«, sagte er verärgert. »Ich habe keine Lust, mir von Ihnen die Grammatik erklären zu lassen. Außerdem bin ich nicht verpflichtet, Ihnen überhaupt etwas zu sagen. Sie denken wohl, ich hätte den ganzen Tag nichts anderes zu tun, als mit Ihnen zu reden.«

»Aber, aber, ich bitte Sie«, versuchte ich, ihn zu besänftigen. »Ich wollte mich weiß Gott nicht mit Ihnen über Sprachprobleme unterhalten. Ich brauche dringend Hilfe. Hatte der Junge irgendwelche Sorgen?«

»In der Schule hat es manchmal Ärger gegeben, besonders mit den Lehrerinnen. Allerdings ist er erst seit einem Jahr hier. Sein zweites Schuljahr bei uns hat gerade begonnen. Wir haben noch nicht viel Erfahrung mit ihm. Vielleicht können Sie bei Mr. Lee von der Unterstufe mehr erfahren.« Er sah auf seine Uhr. »Oder versuchen Sie es bei unserer Psychologin Mrs. Silverman von der Schulberatungsstelle. Vielleicht weiß sie etwas Brauchbares.«

Ich schämte mich meiner Dummheit. Wie konnte ich nur so töricht sein und einen Lehrer korrigieren? Jetzt bekam ich die Quittung. Mr. Moriarty erhob sich von seinem Platz und begleitete mich zur Tür.

»Mrs. Silvermans Büro ist auf diesem Korridor, dritte Tür links. Sie können gar nicht fehlgehen. An der Tür steht ›Schulberatungsstelle‹.«

Ich bedankte mich und ging in die angegebene Richtung. An der rechten Wand waren Einbauschränke, an der linken Türen mit Milchglasscheiben. An der dritten Tür sah ich das Schild SCHULBERATUNGSSTELLE. Ich öffnete die Tür und betrat einen Raum, der wie das Wartezimmer eines Arztes aussah: in der Mitte ein niedriger Tisch und an der einen Wand ein Regal mit Zeitschriften, an der anderen drei Türen, die vielleicht zu verschiedenen Behandlungszimmern führten. Neben der Eingangstür stand ein Schreibtisch, an dem eine Empfangsdame saß, die um einiges attraktiver war als die Vorzimmerdame von Moriarty. Sie hatte rotes Haar, braune Haut und einen wohlgeformten Busen in einer ärmellosen, hellgrünen Bluse. Ich sagte ihr, daß mich Mr. Moriarty an Mrs. Silverman verwiesen hätte.

»Ein Schüler ist gerade bei ihr. Könnten Sie bitte einen Moment warten?«

Ich blätterte in den Zeitschriften, die auf dem Tisch lagen. Es waren Werbeschriften irgendwelcher Berufsgruppen. Von der Luftwaffe bis zur Krankenpflege waren fast alle Berufe vertreten. Ich suchte eine Aufklärungsschrift über den Beruf des Privatdetektivs, fand aber keine. Dann ging die Tür von Mrs. Silvermans Büro auf, und ein schlaksiger Junge mit langem Haar und pickligem Gesicht trat heraus.

»Danke, Mrs. Silverman«, murmelte er, als er die Tür schloß.

Die vollbusige Sekretärin erhob sich und verschwand in Mrs. Silvermans Büro. »Sie können jetzt hineingehen«, sagte sie, als sie wieder herauskam.

Ich legte die Broschüre über die »Aufstiegsmöglichkeiten im Verwaltungsdienst« auf den Tisch und ging hinein. Susan Silverman war keine Schönheit, aber sie besaß sehr viel

persönliche Ausstrahlung, die mich die vollbusige Sekretärin sofort vergessen ließ. Sie hatte schulterlanges, schwarzes Haar, ein schmales, semitisches Gesicht mit hohen Wangenknochen und schwarze Augen. Sie war groß und schlank, vielleicht 1,70 m. Ihr Alter war schwer zu schätzen, aber die Reife, die aus ihren Augen sprach, ließ mich vermuten, daß sie nicht viel jünger war als ich.

»Kommen Sie herein, Mr. Spenser. Ich bin Susan Silverman«, sagte sie und kam hinter ihrem Schreibtisch hervor, um mich zu begrüßen. Sie trug eine schwarze Seidenbluse mit glockenförmigen Ärmeln und eine weiße lange Hose. Der oberste Knopf der Bluse war nicht geschlossen, und ich sah an ihrem Hals ein dünnes Silberkettchen. Ihre Brüste waren weder zu klein noch zu groß, ihre Schenkel athletisch straff. Als sie mir die Hand gab, fühlte ich ein seltsames Gefühl in der Magengrube.

Ohne zu stottern sagte ich »Hallo« und setzte mich.

»Warum ziehen Sie nicht Ihren Mantel aus?« fragte sie.

»Ich soll darin größer aussehen«, erwiderte ich.

»Auch im Sitzen?«

»Nein, wohl nicht«, sagte ich, stand auf und zog ihn aus. Sie nahm ihn mir ab und hängte ihn neben ihren ebenfalls weißen Mantel an einen Kleiderhaken. Die beiden Mäntel hingen übereinander. Das war nicht viel, aber vielleicht ein gutes Vorzeichen.

»Ich glaube nicht, daß Sie es nötig haben, größer auszusehen, Mr. Spenser«, sagte sie, und mir kam es vor, als errötete sie ein wenig. »Wie groß sind Sie?«

»Ein Meter fünfundachtzig.«

»Wirklich? Das sieht man Ihnen tatsächlich nicht an.«

»Auch mit Regenmantel nicht?«

»Nein, nicht einmal mit Regenmantel. Sie sind sehr breit. Arbeiten Sie mit Gewichten?«

»Ja, woran sehen Sie das? Trainiert Ihr Mann mit Gewichten?«

»Mein Ex-Mann. Er war Stürmer in der Football-Mannschaft von Harvard, später sattelte er um auf Gewichtheben.«

Ex-Mann, registrierte ich heimlich und vergewisserte mich mit einem Blick auf ihre Hände, daß sie keinen Ring trug. Ihre Fingernägel waren rotlackiert, und an ihrem linken Armgelenk baumelte ein Silberarmband, das zur Kette und den Ohrringen paßte. Auf den Augenlidern war ein Hauch blauer Lidschatten, und der Lippenstift hatte dieselbe Farbe wie der Nagellack. Die Zähne waren ebenmäßig und auffallend weiß. Um ihren Mund zeigte sich eine Andeutung von Lachfältchen.

»Was kann ich für Sie tun?« fragte sie mich.

»Ich suche Kevin Bartlett«, sagte ich und gab ihr meine Visitenkarte. »Mr. Moriarty meinte, daß Sie mir vielleicht etwas mehr über den Jungen erzählen könnten.«

»Haben Sie schon mit Mr. Moriarty gesprochen?«

»In gewisser Weise. Er schien mir ein wenig vorsichtig zu sein.«

»Ja, das stimmt. Die Herren der Schulverwaltung sind meistens recht zugeknöpft. Was erzählte er Ihnen von Kevin?«

»Daß er aus einer guten Familie kommt und in einem schönen Haus wohnt.«

»Ist das alles?«

»Ja. Ich glaube, ich habe ihn beleidigt.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Er schmollte, stampfte mit dem Fuß auf und schickte mich zu Ihnen.«

Sie lachte herzhaft.

»Sie müssen ihn geärgert haben«, sagte sie.

»Nur ein kleines bißchen.«

»Arthur versteht keinen Spaß. Aber nun zu Kevin. Wollen Sie mir Fragen stellen, oder soll ich Ihnen erzählen, was ich weiß und denke?«

»Erzählen Sie.«

»Kennen Sie Kevins Eltern? Das müßten Sie eigentlich.«

»Ja.«

»Was halten Sie von ihnen?«

»Nicht viel Gutes. Die Rollenverteilung ist durcheinandergeraten, außerdem leiden sie unter Kommunikationsschwierigkeiten. Das war mein erster Eindruck. Ich habe die beiden nur zweimal gesehen. Sie scheinen noch andere Probleme zu haben. Auf jeden Fall trinken sie zuviel.«

»Das ist auch meine Meinung. Und aus einem solchen Milieu kommt Kevin. Er ist sehr intelligent, aber er scheint mit seinen Schwierigkeiten nicht fertig zu werden. Er ist fünfzehn, mitten in der Pubertät, und hat immer noch nicht seine ödipalen Konflikte gelöst. Ich habe den Eindruck, daß er Schwierigkeiten hat, sich mit seinem Geschlecht zu identifizieren. Weitere Probleme resultieren aus seiner feindseligen Haltung beiden Elternteilen gegenüber.«

»Soll das heißen, daß er homosexuell ist?«

»Nicht unbedingt, er muß es noch nicht sein, aber er kann es werden. Eine dominierende Mutter, die jedoch selten zu Hause ist, und ein erfolgreicher, aber im wesentlichen passiver Vater. Stärke verbindet also der Junge mit Weiblichkeit, Unterwürfigkeit mit Männlichkeit, und Liebe, so fürchte ich, mit keinem von beiden.«

»Ich habe das Gefühl, daß ich nur ein Bruchteil dessen verstehe, was Sie sagen«, erwiderte ich. »Ist es eine zu grobe Vereinfachung, wenn ich es so ausdrücke, daß er nicht weiß, ob er als Erwachsener wie seine Mutter oder wie sein Vater werden soll?«

Sie lächelte nachsichtig. »Ja, so könnte man es ausdrücken. Allerdings ist das Ganze lediglich eine Vermutung. Gewißheit könnte nur eine Analyse bringen. Dazu fehlen mir die Möglichkeiten. Ich bin nur Schulpsychologin und kein Psychiater.«

»Trotzdem, fahren Sie fort. Was wissen Sie sonst noch?«

»Er hat sich einer Gruppe angeschlossen, die einen verheerenden Einfluß auf ihn ausübt.«

»Kriminelle?«

»Nicht im üblichen Sinn. Sagen wir lieber Außenseiter der Gesellschaft, die vielleicht aus ähnlich verkorksten Familienverhältnissen wie Kevin stammen und deshalb durch ihr asoziales oder sogar antisoziales Verhalten sich an der Gesellschaft rächen wollen. Für einen Jungen mit ungelösten Konflikten muß die Freundschaft mit solchen Jugendlichen von verheerender Wirkung sein.«

»Glauben Sie, daß er bei einem von ihnen Unterschlupf gefunden hat?«

»Ja.«

»Haben Sie eine Vermutung, bei wem?«

»Nein, zumindest bin ich nicht sicher. Kevin ist nicht sehr gesprächig. Er war einige Male bei mir, weil er Schwierigkeiten mit den Lehrerinnen hatte. Diese resultierten aus seiner feindseligen Grundhaltung gegen das weibliche Lehrpersonal.«

»Wie äußerte sich das?«

»Er gab seinen Lehrerinnen ständig Anlaß, sich über ihn zu ärgern. So sagte er einmal einer jüngeren Lehrerin, sie sehe sehr sexy aus. Als sie ihn deshalb tadelte, nahm er es höflich zurück. Er sagte, er müsse ihr recht geben, sie sehe leider nicht sexy aus. In der Art. Man konnte ihn niemals bestrafen, ohne sich selbst dabei lächerlich zu machen. Dieser Junge ist von einer diabolischen Schlagfertigkeit.«

»Können Sie mir noch mehr über die Gruppe erzählen, der er sich angeschlossen hat?«

»Wie ich schon sagte, er ist nicht sehr gesprächig und dabei sehr intelligent. Ich habe von seinen Kontakten zu jenen Jugendlichen nur andeutungsweise erfahren. Allerdings tauchte öfter ein Name auf, den ich mir eingeprägt habe: Vic Harroway. Ich selbst kenne ihn nicht persönlich. Ich weiß nur aus Erzählungen, daß er ein dümmlicher Muskelprotz sein soll. Deshalb hatte ich schwere Befürchtungen, als ich aus Kevins Bemerkungen heraushörte, daß er mit ihm befreundet ist.«

»Wußten Kevins Eltern von dieser Freundschaft?«

»Ich hatte keine Gelegenheit, mich mit den Eltern darüber zu unterhalten, sonst hätte ich ihnen auch die Behandlung durch einen Psychotherapeuten vorgeschlagen. Aber leider sind die Eltern nicht erschienen.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe Mrs. Bartlett angerufen und um eine Unterredung mit ihr und ihrem Mann gebeten. Sie sagte zu, und wir machten einen Termin aus. Aber sie kamen nicht. Warum wollen Sie das wissen?«

»In meinem Beruf möchte man möglichst viel wissen.«

Sie lächelte, ihre Zähne wirkten besonders weiß in ihrem dunklen Gesicht.

»Vielleicht will man das in allen Berufen«, sagte sie. Und ich war stolz, daß ich etwas Kluges gesagt hatte.

4

Der Regen hatte aufgehört, als ich Susan Silverman verließ, um zu den Bartletts zu fahren. Sie sollten mir alles sagen, was sie über den Umgang ihres Sohnes wußten. Wenn es in Smithfield wirklich eine Gruppe junger Leute gab, wie Susan Silverman sie beschrieben hatte, dann konnte ich mir vorstellen, daß der Junge dort Unterschlupf gefunden hatte. Ich war noch immer skeptisch, denn Smithfield war kaum ein Ort, in dem man eine Kommune erwartet hätte.

Als ich in die Auffahrt zum Grundstück der Bartletts einbog, stellte ich fest, daß ich nicht der erste Besucher an diesem Morgen war. Neben dem Auto des Polizeichefs, das ich sofort wiedererkannte, standen ein cremefarbener Thunderbird mit schwarzem Stoffverdeck, ein blauer Kombiwagen, an dessen Türen POLIZEI – SMITHFIELD zu lesen war, und ein hell- und dunkelblau abgesetzter Straßenkreuzer von der Staatspolizei von Massachusetts. Ein Beamter der Staatspolizei lehnte gegen das Fahrzeug, an seinem Gürtel hing ein Smith & Wesson Magnum .357. Mit ausdrucksloser Miene beobachtete mich der Bulle, als ich aus meinem Wagen ausstieg.

»Ihren Namen, bitte, Sir?« fragte er.

»Spenser«, sagte ich. »Ich arbeite für die Bartletts. Was ist los?«

»Können Sie sich ausweisen?«

Ich suchte in der Innentasche meines Mantels meine Brieftasche, und als ich sie endlich gefunden hatte, fühlte ich seinen Revolverlauf am Hals. »Legen Sie beide Hände aufs Autodach.« Ich legte die Hände, wie mir befohlen worden war,

auf das Dach meines Autos, mit der linken Hand umklammerte ich die Brieftasche.

»Was ist los? Gefällt Ihnen mein Name nicht?«

Er griff unter mein Hemd und zog meine Pistole aus dem Halfter. »Und jetzt die Brieftasche«, sagte er.

Ich gab sie ihm. »Übrigens habe ich einen Waffenschein.«

»Das sehe ich«, erwiderte er und drückte den Revolver unter mein linkes Ohr. »Sie haben auch eine Zulassung als Privatdetektiv. Rühren Sie sich nicht vom Fleck.« Er ging zwei Schritt zurück, griff durch sein offenes Autofenster und hupte zweimal. Der Revolver war auf meinen Magen gerichtet.

Ein Beamter der Polizei von Smithfield kam zur Hintertür. »He, Paul, frag' Mr. Bartlett, ob er diesen Burschen kennt.« Der Angeredete verschwand im Innern des Hauses und kam nach einer Minute mit Bartlett zurück. »Das geht in Ordnung«, rief Bartlett. »Er ist Privatdetektiv. Ich habe ihn engagiert, damit er Kevin sucht. Lassen Sie ihn hereinkommen.«

Der Staatspolizist steckte seine Waffe ein, gab mir die meine zurück und deutete mit einer Kopfbewegung an, daß ich das Haus betreten dürfe. Ich ging hinein.

Wir waren wieder in der Küche versammelt. Margery Bartlett mit verweintem Gesicht, Bartlett, Trask, der Polizist aus Smithfield und zwei Männer, die ich nicht kannte.

Margery Bartlett sagte: »Kevin ist entführt worden.«

»Heute kam eine Lösegeldforderung«, fügte ihr Mann hinzu.

Einer der beiden Männer, die ich nicht kannte, sagte: »Ich bin Earl Maguire, Spenser.« Er schüttelte mir die Hand. »Rogs Anwalt. Und das hier ist Lieutenant Healy von der Staatspolizei. Polizeichef Trask kennen Sie wohl schon.« Ich nickte.

Maguire war von kleiner Statur. Er hatte einen braunen Teint und auffallend gut geschnittenes, schwarzes Haar in modischer Länge. Seine Frisur mußte ein kleines Vermögen gekostet

haben. Er trug einen blaßblauen Anzug aus Strukturleinen mit schwarzen Steppnähten, schwarze Schuhe mit abgerundeten Spitzen, dicken Sohlen und Fünfzentimeterabsätzen, ein schwarzes Hemd und eine blaßblaue Krawatte mit eingesticktem Emblem. Ich vermutete, daß es das Emblem vom Boston College war, vielleicht auch von der Boston University, jedenfalls nicht von Harvard.

»Wo haben Sie studiert?« fragte ich, um meine Neugier zu befriedigen.

»Boston College«, antwortete er. »Warum?«

»Nur so«, sagte ich und gab mir heimlich einen Pluspunkt.

Von Healy hatte ich schon gehört. Er leitete in Essex die Ermittlungen für den Staatsanwalt. Ich wußte von mindestens zwei Gangstern, daß sie sich vor Aktivitäten in Essex hüteten, weil sie sich mit Healy nicht anlegen wollten.

»Haben Sie nicht früher für den Staatsanwalt von Suffolk gearbeitet?« fragte er mich.

Das mußte ich zugeben. Auch ich war früher bei der Staatspolizei gewesen.

»Sind Sie nicht wegen obstinaten Verhaltens gefeuert worden?«

»Ich würde es eher introvertiertes Verhalten nennen«, verteidigte ich mich.

»Das ist Ihre Umschreibung«, sagte Healy.

Er war mittelgroß, höchstens 1,78 m, schlank und breitschultrig. Sein graues Haar war militärisch kurz geschnitten, die Koteletten bis über die Ohren rasiert. Er hatte eine straffe, von feinen Äderchen durchzogene Gesichtshaut. Der bläuliche Schimmer seiner unteren Gesichtshälfte ließ auf kräftigen Bartwuchs schließen. Er trug einen braunen Leinenanzug, ein weißes Hemd und eine braun-gelb gestreifte Krawatte. Vor ihm auf dem Tisch lag ein flacher Strohhut mit schmaler Krempe und blumenbesticktem Hutband. Die Hände

hatte er im Schoß gefaltet, während er im leicht nach hinten gekippten Stuhl saß. An seiner linken Hand trug er einen schlichten goldenen Ehering.

»Was ist das, obstinates Verhalten?« fragte Marge Bartlett.

»In dem Fall handelte es sich um mangelnde Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit Kollegen, was eine Verletzung der Dienstvorschriften darstellt«, antwortete Healy.

»Glauben Sie, daß Sie mein Kind zurückbringen können, Mr. Spenser?« fragte plötzlich Marge Bartlett und schluchzte. Ihre Tränen wirkten so unecht wie die Glyzerintränen in einem Hollywoodfilm. »Geld spielt keine Rolle. Ich will mein Kind zurück.«

Trask beugte sich zu ihr hinüber und streichelte ihre Hand.

»Keine Sorge, Marge. Wir werden dir deinen Jungen zurückbringen. Darauf gebe ich dir mein Wort.« Das klang nicht weniger theatralisch.

Ich sah Healy an, der offensichtlich voll und ganz mit seinem Handrücken beschäftigt war.

»Wie lautet die Forderung der Entführer?« fragte ich ihn.

Er reichte mir ein Stück Papier in einer durchsichtigen Plastikhülle. Es war eine Nachricht in Form eines Comicstrips. Auf den Bildern, die offensichtlich von geübter Hand mit Kugelschreiber gezeichnet waren, gab eine Sexbombe im Minirock Anweisungen. Sie saß auf einem Barhocker und lehnte sich gegen eine Bar. In der Sprechblase des ersten Bildes stand: »Wir haben Ihren Sohn. Zahlen Sie 50000 $, oder Sie sehen ihn nie wieder.« Auf dem zweiten Bild nahm sie nur einen Drink, auf dem dritten sprach sie wieder: »Beachten Sie die Anweisungen auf der nächsten Seite, oder das Spiel ist aus.« Auf dem nächsten Bild steckte sich die Dame eine Zigarette an, auf dem fünften warnte sie den Leser: »Nehmen Sie sich in acht!« Und auf dem letzten Bild hatte sie sich ganz der Bar zugewandt, so daß sie nur von hinten zu sehen war.

Ich gab Healy das Papier zurück, und er reichte mir die zweite, ebenfalls durch eine Plastikfolie geschützte Seite. Der Text war einzeilig getippt und verriet wenig Schreibmaschinenerfahrung.

»Was soll der Unsinn mit den Bildern? Ich verstehe das nicht«, schimpfte Roger Bartlett.

»Reg' dich nicht auf«, versuchte ihn Earl Maguire zu beruhigen.

Es war heiß und schwül in der Küche. Ich las die Anweisungen:

> An der Schnellstraße Nr. 1 steht ein Rennstall, zu dem ein befestigter Weg führt. Margery Bartlett soll am 10. September um 12 Uhr mittags an der rechten Ecke der Einmündung stehen, das Geld in einer grünen Büchertasche, die sie mit ausgestreckten Armen vor sich hinhalten soll, bis jemand kommt und ihr die Tasche abnimmt. Wenn sie nicht allein ist, oder wenn irgendwelche Bullen in der Gegend herumhängen, schneiden wir Ihrem Jungen den Kopf ab und schicken ihn per Post. Sobald wir das Geld haben, erfahren Sie, wo Sie den Jungen abholen können. Weitere Anweisungen folgen.

Ich gab Healy mit skeptischer Miene das Papier zurück.

»Ja«, sagte Healy, der meinen Gesichtsausdruck zu deuten verstand. »Ich weiß.«

»Was wissen Sie?« kreischte Marge Bartlett.

»Es ist ein höchst ungewöhnlicher Erpresserbrief mit seltsamen Anweisungen«, sagte ich. »Können Sie das Geld beschaffen?« wandte ich mich an ihren Mann.

Roger Bartlett nickte. »Ja, meine Bank gibt es mir.«

»Was ist an den Anweisungen seltsam?« fragte Marge Bartlett. »Warum muß ich warten, bis das Geld geholt wird?«

»Die Erpresser möchten offensichtlich nicht, daß ihnen ein anderer die Beute wegschnappt«, sagte Healy. »Sie haben sich eine Stelle ausgesucht, wo sie das Geld im Vorbeifahren greifen können. Aber warum äußern sie keine Wünsche in Bezug auf die Scheine? Erfahrungsgemäß werden sonst ausdrücklich kleine Scheine und keine fortlaufenden Nummern gefordert. Außerdem geben sie uns zwei Tage Zeit, ihnen eine Falle zu stellen.«

»Aber sie mußten doch Rog Gelegenheit zur Beschaffung des Geldes geben«, gab Trask zu bedenken.

»Das schon«, räumte ich ein. »Aber sie mußten uns nicht sofort informieren, wo die Übergabe stattfinden soll.«

»Genau«, sagte Healy. »Ein kurzer Anruf vor der Übergabe hätte genügt. In dem Fall könnten wir uns nicht vorbereiten.«

»Worauf vorbereiten?« fragte Marge Bartlett ängstlich.

»Ihnen aufzulauern, um sie zu verhaften«, antwortete Trask.

»Das will ich nicht«, rief Margery Bartlett erregt. »Es könnte schiefgehen, Sie haben doch gelesen, was sie mit seinem Kopf machen…«

»Nein«, sagte Roger Bartlett und schüttelte energisch den Kopf. »Das möchte ich auch nicht. Schließlich wollen sie nur Geld. Wir werden es zahlen, und wenn wir unseren Sohn wieder haben, können Sie sie ja suchen.«

Trask legte wieder eine Hand auf Margery Bartletts Arm. »Wie du möchtest, Marge, wir werden nichts gegen deinen Willen unternehmen.«

Healy schüttelte den Kopf. »Ein Irrtum. Die Chance, den Jungen zurückzubekommen, ist größer, wenn wir uns einschalten.«

Margery Bartlett sah zu mir. »Was meint er?«

Ich atmete schwer. »Er hat recht, die Überlebenschance ist für den Jungen größer, wenn wir ihn suchen. Nicht viel, aber etwas. Nach der Statistik überleben mehr Kidnapping-Opfer,

weil sie von der Polizei gerettet wurden, als daß sie von den Entführern freigelassen worden wären.«

Roger Bartlett sagte: »Ich möchte nicht, daß ihm etwas zustößt.«

Margery Bartlett vergrub das Gesicht in den Händen und weinte.

Ihr Mann legte einen Arm um ihre Schulter. Sie schüttelte ihn ab und weinte noch lauter. »Marge«, flehte er, »Marge, bitte, wir müssen doch irgend etwas tun. Spenser, wie sollen wir entscheiden?« In seine Augen traten Tränen, die langsam über die Wangen rollten.

»Wir werden ihnen auf den Fersen bleiben«, sagte ich.

»Aber…«

»Wir werden ihnen auf den Fersen bleiben, ganz vorsichtig. Wir haben zwei Tage Zeit zur Vorbereitung.«

Trask sah mich gebieterisch an. »Nun mal langsam, Spenser. Das hier ist meine Stadt, und ich entscheide, ob überwacht wird oder nicht.«

Healy richtete sich auf, so daß nun auch die vorderen Stuhlbeine den Boden berührten, und legte die gefalteten Hände auf den Tisch. »George«, sagte er unbewegt, »halten Sie gefälligst die Klappe, während wir reden.« Trask wurde rot, öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Er sah Healy herausfordernd an, senkte dann aber den Blick.

»So«, fuhr Healy fort. »Ich möchte, Trask, daß Sie jetzt vom Gemeindehaus Kartenmaterial der Gegend bringen. Dann werden wir uns zusammen das Gebiet ansehen.« Er wandte sich an Paul, den Polizeibeamten von Smithfield. »Marsh, bringen Sie diese beiden Zettel zum Labor der Kriminalpolizei. Kennen Sie sich dort aus?«

»Ja, Sir, ich bin schon einmal dort gewesen.«

Healy übergab ihm die beiden Plastikhüllen. Bevor Paul aufbrach, schaute er Trask unsicher an, dann Healy. Healy

nickte ihm zu, und Paul ging, die beiden Hüllen unter dem Regenmantel. Trask hob nicht einmal den Kopf. Er blieb sitzen, die Kinnmuskeln angespannt, sein linkes Augenlid zitterte nervös.

»Die Karten, Trask«, forderte ihn Healy auf.

Ihre Blicke trafen sich einen Augenblick lang, dann erhob sich Trask, zog seinen gelben Regenmantel an und stapfte grußlos hinaus. Er schlug geräuschvoll die Tür zu. Dann war es in der Küche still, bis auf das leise Schluchzen von Margery Bartlett. Ihr Mann stand etwa einen Meter neben ihr, seine Arme hingen schlaff herunter, als wüßte er mit ihnen nichts anzufangen.

Earl Maguire sagte: »Wir sollten einen Arzt rufen, damit er ihr etwas zur Beruhigung gibt. Wie heißt euer Arzt, Rog? Ich werde ihn verständigen.«

»Seine Nummer steht im Verzeichnis neben dem Telefonbuch«, antwortete Bartlett. »Croft, Dr. Croft. Er soll herkommen. Erzählen Sie ihm, was vorgefallen ist, und daß sie Hilfe braucht.«

Healy stand auf, zog seinen Mantel aus und hängte ihn über die Stuhllehne. Dann lockerte er seine Krawatte und setzte sich wieder hin. Er nickte in Richtung des Stuhles, auf dem Trask gesessen hatte. »Setzen Sie sich, Spenser«, sagte er. »Uns steht noch viel Arbeit bevor.«

5

Margery Bartlett hatte sich ins Schlafzimmer zurückgezogen. Dr. Croft war gekommen und hatte ihr eine Spritze gegeben. Roger Bartlett war inzwischen in eins der Nachbarhäuser gegangen, um seine Tochter abzuholen. Trask hatte die Stadtpläne mitgebracht und auf dem Eßtisch ausgebreitet, so daß Healy und ich sie studieren konnten. Ein Staatspolizist in Zivil, klein, mit randloser Brille und viel Pomade im Haar, hatte ein Tonbandgerät an das Telefon im Erker angeschlossen und saß mit aufgesetzten Kopfhörern daneben, wobei er in einem *Playboy*-Heft las, das er in einem Zeitungsständer entdeckt hatte. Er hielt es seitwärts, um sich das Mittelposter anzusehen.

»Donnerwetter«, sagte er, »Haare und alles. Haben Sie das gesehen, Lieutenant?«

Healy blickte nicht auf. »Wenn Sie sich schon solchen Schund ansehen, reden Sie nicht auch noch davon.« [1] Der kleine Polizist breitete das Magazin mit beiden Armen aus. »Donnerwetter«, sagte er wieder.

»Was gibt es hinter dem Reitstall?« fragte Healy.

»Nichts«, antwortete Trask, »nur Wälder. Es sind die westlichen Ausläufer der Lynner Wälder. Sie erstrecken sich meilenweit bis Lynn.«

»Ist das Gelände hügelig?«

»Ja, gleich hinter der Reitbahn steigt es geringfügig an.«

»Kann man dort jemanden mit Fernglas postieren?«

»Ja, der Wald ist dicht. Der Posten könnte auch auf einen Baum steigen.«

»Kennen Sie die Leute vom Reitstall?«

»Sicher.«

»Können wir dort jemanden postieren?«

»Im Stall?«

»Nicht unbedingt nur im Stall«, sagte Healy. »Ich meine, ob wir nicht einen unserer Leute als Pferdepfleger tarnen könnten, damit er sich auf dem ganzen Gelände frei bewegen kann.«

»Aber sicher. Ich werde es einrichten.«

Healy machte ein paar Notizen in einen Block, den er aus einer Innentasche seines Mantels hervorgeholt hatte.

»Wenn sie das Lösegeld dort entgegennehmen«, gab ich zu bedenken, »fahren sie wahrscheinlich nach Norden. Wo können sie dann frühestens in die Schnellstraße Nummer eins einbiegen?«

»In Saugus«, sagte Healy. »Hier bei dem Einkaufszentrum.«

»Und wo könnten sie zum erstenmal wieder abbiegen?«

»Hier, ein Stückchen weiter, bei dieser Kreuzung. Andernfalls könnten sie durch diese Unterführung die Schnellstraße Nummer eins erreichen oder hier die Landstraße 128. Wir können an allen Stellen zwei Leute aufstellen.«

»Und die Leute mit den Ferngläsern auf dem Hügel auch mit Funksprechgeräten ausrüsten?«

Healy nickte. »Wir werden ein unauffälliges Auto hier postieren.« Er kennzeichnete auf der Landkarte die Kreuzung der Schnellstraße Nr. 1 mit der Salem Street durch ein Kreuz. »Und hier könnte man an der Ampel wenden. Ebenso hier in südlicher Richtung.«

Healy markierte elf Stellen auf der Landkarte.

»Das bedeutet ziemlich viele Wagen«, bemerkte Trask.

»Ich weiß. Wir müssen Ihre Leute dazu anhalten, ihre eigenen Autos zu benutzen, und werden sie dazu mit Funksprechgeräten ausrüsten. Wieviele Beamte können Sie mir zur Verfügung stellen?«

»Alle, die ich habe, im ganzen zwölf Mann. Aber wer zahlt ihre Spesen?«

Healy musterte ihn. »Spesen?«

»Für die Benutzung ihrer Autos. Eigentlich sollen die Beamten eine Entschädigung für Dienstfahrten bekommen. Es käme eine gehörige Summe zusammen, wenn alle diese Möglichkeit in Anspruch nähmen. Und ich muß mich einmal im Jahr dafür verantworten.«

»Sie wollen doch nicht etwa Verantwortung übernehmen?« fragte ich spöttisch.

»Im Gegensatz zu Ihnen, ja«, entgegnete Trask feindselig. »Schließlich muß ich der Gemeinde über jeden Penny Rechenschaft ablegen.«

»Der Staat wird die Kosten für die Wagen übernehmen«, sagte Healy. »Ich selber werde die Zahlungsanweisung gegenzeichnen. Aber wenn Sie dieses Problem noch weiter auf die Spitze treiben, Trask, sollen Sie mich kennenlernen.«

»Ich will überhaupt nichts auf die Spitze treiben. Ich möchte nur wissen, was mit meinen Leuten geschieht.«

»Wen wollen Sie beim Reitstall postieren?« fragte ich Healy.

»Wie wäre es mit Ihnen? Sie kennt hier niemand.«

»Ja, da haben Sie recht.«

»Verstehen Sie etwas von Pferden?«

»Nur, was ich in Zeitschriften gelesen habe.«

»Macht nichts. Wir wollen uns das Gelände mal ansehen.«

Healy warf seinen Mantel über, zog seine Krawatte fest, setzte seinen Strohhut auf, und wir gingen hinaus. Der Regen hatte wieder eingesetzt. Healy beachtete ihn nicht. »Wir sollten mit Ihrem Wagen fahren«, sagte er. »Es ist nicht nötig, daß sie den Dienstwagen sehen. Bleiben Sie hier, Miles«, sagte er zu dem Beamten, der mich vorhin so nett empfangen hatte und immer noch gegen den Straßenkreuzer lehnte. »Ich komme wieder zurück.«

»Okay«, sagte Miles.

Ich setzte auf dem Rasen zurück, um an der Staatskarosse vorbeizukommen.

»Ihr Dach ist undicht«, bemerkte Healy.

»Vielleicht könnte ich mir jetzt auf Staatskosten ein neues machen lassen«, schlug ich vor.

Healy entgegnete nichts. Der Reitstall lag etwa zehn Minuten vom Haus der Bartletts entfernt. Wir fuhren schweigend hin.

Am Reitstall angekommen, schwenkte ich auf einen Parkplatz ein und stellte den Motor ab. Das Gebäude mochte etwa 90 Meter von der Straße entfernt liegen. Die Zufahrt führte zwischen einem Restaurant und einem Spirituosenlager hindurch. Das Restaurant war wie ein Großteil der Häuser im Ort im Kolonialstil gebaut. An der Backsteinfassade hing ein riesiges Schild, das für die vorzügliche Küche des Hauses warb. Das Spirituosenlager war nach vorn verglast und bestand im übrigen aus behauenen Feldsteinen. Im Fenster hing ein aufgeblasener Panda mit einer Aufschrift um den Hals, die für ein Erfrischungsgetränk warb, über dem Gebäude las ich in rosa Neonschrift: GETRÄNKE-Abhollager. Zwei Leuchtbuchstaben waren ausgefallen. Der Parkplatz reichte an einen Fahrweg in der Nähe des Reitstalls heran.

Der Stall war so niedrig, daß man ihn eher für einen Eselstall als für einen Pferdestall halten konnte. Die Holzwände waren ausgeblichen, die Dachschindeln teils alt, teils neu, wie die verschiedenen Farben anzeigten. Die nahgelegene Reitbahn war von einer verwitterten Umzäunung umgeben. Mehrere Pferdetransporter und einige schrottreife Zugmaschinen ergänzten das Bild.

Healy betrachtete diese Szene wortlos und aufmerksam. Auf der Rückseite des Restaurants spazierte eine Seemöwe auf einem Abfallbehälter entlang und begann, einen nicht genau erkennbaren Strunk herauszuzerren.

»Steigen wir aus«, sagte Healy, und wir stiegen aus. Es regnete noch immer. Obwohl Healy keinen Regenmantel anhatte, schien ihm das nichts auszumachen. Ich schlug den Kragen meines Regenmantels hoch, als wir auf das Stallgebäude zugingen. Der Erdboden war aufgeweicht, so daß man aufpassen mußte, wo man hintrat. Gegenüber der Reitbahn sahen wir ein handgeschriebenes Schild mit der Aufschrift REITWEG, und ein Pfeil zeigte auf eine schmale Spur, die in den Wald führte. Wir gingen über den Parkplatz zurück und stießen auf die Schnellstraße gerade an der Stelle, wo sich Mrs. Bartlett aufstellen sollte. Wagen rasten zischend auf dem nassen Beton vorüber. Links verlor sich die Straße in einer Kurve hinter einer Anhöhe. Nach rechts tauchte sie in einen Tunnel ein, nachdem vorher eine Anliegerstraße abzweigte, die parallel zur Schnellstraße verlief und nach etwa 180 Metern in die Kreuzung an der Überführung einmündete. An dieser Stelle war eine Ampel.

Healy wandte sich wieder um und strebte auf den Stall zu. Ich folgte ihm. Am Ende des Stallgebäudes trug eine Tür die Aufschrift »Büro«. Die etwas verschlissene Fliegenschutztür war geschlossen, aber die innere Holztür stand offen, so daß man die im Fernsehapparat eingeschaltete Talk-Show bis draußen sehen konnte. Healy klopfte, und ein dunkelhaariger Mann antwortete. Er trug schwarze Jeans und ein weißes T-Shirt, das viel zu kurz für ihn war. Sein Bauch quoll nackt über seinem Gürtel hervor. Seine Haut war dunkel und glänzend, und sein Gesicht versank in mehreren Schichten schlecht rasierter Haut. Er roch stark nach Knoblauch und Bier.

»Ja, bitte?«

»Hätten Sie vielleicht ein Pferd für mich?« fragte ich. »Ich würde gern einen rassigen Zuchthengst mit handgearbeitetem spanischem Sattel und silberbeschlagenem Zaumzeug mieten.«

Der Mann blinzelte mich an, als ob ihn das Licht blendete.

»Wie bitte?«

»Lassen Sie das, Spenser«, unterbrach mich Healy und zeigte dem Dickwanst seine Dienstmarke. »Dürfen wir hereinkommen?«

»Aber sicher«, erwiderte der Mann und trat einen Schritt zurück. »Treten Sie ein. Ich esse gerade.«

Wir folgten ihm. Der Fernsehapparat stand auf einem ausgedienten Schreibtisch. Die Talk-Show lief noch. Auf der Schreibplatte lagen ein großes Stück Käse und eine Salami in weißem Papier. Daneben eine halbleere Flasche Pickwick Ale, ferner ein aufgeklapptes Taschenmesser und ein Glas mit eingelegten Pfefferschoten. Der Dicke rülpste, als er uns einen Platz anbot. Das heißt, er winkte Healy, sich zu setzen. Es gab nämlich nur zwei Stühle: einen mit gerader Lehne vor dem Schreibtisch und einen ausgeleierten Drehstuhl mit einem geplatzten Kissen dahinter. Der Dicke setzte sich auf den Drehstuhl, Healy nahm den anderen, und ich blieb stehen.

Der Dicke schaltete den Fernseher ab und fragte: »Um was geht es?«

»Mein Name ist Healy, ich bin Lieutenant bei der Staatspolizei von Massachusetts. Ich möchte, daß dieser Mann die nächsten zwei Tage hier verbringt, als wenn er hier beschäftigt wäre. Die Gründe kann ich nicht im einzelnen erklären.«

Eine schmutzigweiße Katze sprang auf den Schreibtisch und angelte sich eine Scheibe Salami. Der Dicke ignorierte das und schnitt sich ein Stück Käse ab. Er spießte es mit dem Taschenmesser auf und stopfte es in den Mund. Mit der anderen Hand langte er eine Pfefferschote aus dem Glas und stopfte sie hinterher. Dann trank er fast den ganzen Rest der Flasche aus, rülpste erneut und sagte: »Zum Donnerwetter, Lieutenant, ich habe ein Recht darauf zu wissen, was hier

vorgeht. Um es geradeheraus zu sagen, ich möchte meine Anstellung nicht aufs Spiel setzen. Ich habe ein Recht…«

»Sie haben ein Recht darauf, mit Ihrem Chef über die Schimpfwörter zu verhandeln, mit denen wir Sie in diesem Saustall belegen werden, wenn Sie weiter Sperenzchen machen.«

Der Dicke sah einen Moment zu Healy hin und lenkte dann ein: »Na gut. Ich helfe immer gern. Es war nur Neugier. Ich werde keine Umstände machen und freue mich, diesen Burschen bei mir zu haben.«

»Danke«, sagte Healy. »Er wird morgen früh bei Ihnen in Arbeitskleidung antreten und sich die nächsten Tage hier aufhalten. Ich wünsche aber, daß Sie niemandem davon erzählen. Es geht um Leben und Tod, und wenn jemand darüber redet, könnte es unangenehm werden. Auch für Sie. Haben Sie mich verstanden?«

»Sie können sich auf mich verlassen, Lieutenant. Ich werde niemandem ein Sterbenswörtchen erzählen. Kümmern Sie sich nicht weiter darum.« Und zu mir gewandt: »Sie können sich gern hier aufhalten, wo Sie wollen. Mein Name ist Vinnie. Wie heißen Sie?«

»Nick Charles«, antwortete ich. Er ergriff meine Hand.

»Willkommen, Nick. Wenn Sie etwas brauchen, schreien Sie nur. Kann ich Ihnen ein Stück Käse oder Salami anbieten?«

»Nein, danke.« Vinnie sah Healy an. Healy lehnte ab.

»Also, Vinnie, halten Sie den Mund. Es ist wichtig.«

»In Ordnung, Lieutenant, Reden ist Silber, Schweigen…«

»Schon gut. Denken Sie immer daran.« Healy brach auf, und ich folgte ihm.

6

Ich lungerte nun zwei Tage um den Reitstall herum und konnte dabei feststellen, daß Pferde nicht besonders klug sind. Vinnie verbrachte die meiste Zeit drinnen bei Fernsehen und Bier. Einige Schulkinder, mehr Mädchen als Jungen, in zerschlissenen Jeans, abgetragenen Reitstiefeln und mit T-Shirts, die aus den Jeans heraushingen, fütterten die Pferde und trieben sie auf den schlammigen Pferch. Gelegentlich übergaben sie die Pferde an Kunden, zumeist Kinder, die in Richtung Reitpfad ausreiten wollten. In meinem Schottenhemd mit abgeschnittenen Ärmeln und den hochgeschnürten Arbeitsstiefeln gab ich eine gute Figur ab. Unter meinem Hemd hatte ich meine Pistole im Hosenbund stecken, sie drückte mich den ganzen Tag in den Bauch. Im übrigen hielt ich mich an einer großen Holzharke fest und verbrachte die Tage damit, Pferdemist in der Gegend zu verteilen.

Der Morgen war wundervoll, achtundzwanzig Grad, ein leichtes Lüftchen, wolkenloser Himmel. Ein Tag, an dem man einem Ballspiel hätte zusehen können, mit einem Mädchen spazieren gehen oder Apfelwein trinken können oder auch unter einer weitausladenden Ulme am Ufer des Ipswich Schwarzbarsche hätte angeln können. Aber auch ein Tag, der wie geschaffen war, um Lösegeld zu kassieren, sinnierte ich. Ich richtete mich auf und sah in die Runde. Healy mußte jetzt eigentlich alle an die vereinbarten Plätze gebracht haben. Ich sah nichts. Die Anhöhe hinter dem Reitstall gipfelte in einem Wasserturm, in dessen Nähe ein mit Fernglas und Funksprechgerät ausgerüsteter Polizist in einem Baum sitzen sollte. Ich blickte in die Richtung, ob ich die Sonnenreflexe der

Objektive erkennen konnte, sah aber nichts. Healy hatte sicherlich darauf geachtet, daß eben keine Linsen in der Sonne blinkten.

Genauso wie er darauf achten würde, daß die beiden Burschen, die er in der Veranda des Restaurants postiert hatte, nicht demonstrativ ihre Waffen ölten. Ich sah auf meine Uhr: Es war 11.45 Uhr. Marge Bartlett sollte um 12 Uhr erscheinen.

Ich ging zurück zu meinem Dunghaufen. In dem Gehölz hinter der Reitbahn zirpten Zikaden ihr monotones Lied. Hin und wieder schnaubte ein Pferd im Stall oder schlug mit dem Huf gegen die Tür. Einige Möwen kümmerten sich um den Abfallkübel hinter dem Restaurant. Ich beobachtete unauffällig den Parkplatz. Marge Bartlett war eingetroffen. Sie stieg aus ihrem roten Mustang und ging zum Straßenrand hinüber, in der Hand die mit Geld gefüllte grüne Segeltuchtasche. Sie blieb dort stehen. Angezogen war sie wie für einen Stierkampf. Enge, goldene Torerohose mit einer Knopfreihe bis zu den Seitenschlitzen der ausgestellten Hosenbeine. Eine rote Bluse mit Rüschen, eine bronzefarbene Lederweste, die bis zu den Schenkeln herabreichte und vorn von zwei Lederriemen zusammengehalten wurde, hochhackige, buntbestickte Lederstiefel, ein breitkrempiger Cowboyhut und Lederhandschuhe – alles bronzefarben. Ich hatte schon immer gern wissen wollen, was man am besten bei der Übergabe von Lösegeld trägt. Starker Verkehr flutete vorbei. Meist waren es Personenwagen, gelegentlich auch Lastwagen, die vor dem Hügel hinter der Kurve herunterschalteten. Manchmal war auch ein laut heulendes Motorrad darunter. Meine Hände umklammerten schwitzend den Harkenstiel. Meine Hals- und Schultermuskeln waren verkrampft. Auch als ich die Schultern bewegte, entspannten sie sich nicht. Ich stellte die Harke am Stall ab und setzte mich auf einen Strohballen an der Wand. Meine Mahlzeit hatte ich mir in Butterbrotpapier eingewickelt

mitgebracht, so daß ich nun im Sitzen frühstücken und dabei die Geldübergabe beobachten konnte. Ein großer Kühlwagen dröhnte gerade auf der Schnellstraße vorüber. Marge Bartlett stand immer noch unbeweglich am Straßenrand, hielt die grüne Tasche in der Hand und sah starr geradeaus. Die Möwen stoben kreischend in Richtung Abfallhaufen. Irgendwo im Wald bellte ein Hund. Plötzlich dröhnte ein Motorrad auf der Schnellstraße heran. Es erschien in der Kurve. Es war ein schweres Motorrad, sicher eine 350er Maschine, mit hochgezogenem Lenker, auffallendem Rückspiegel, kleinem Vorderrad und einem Bonanzasattel. Meine Lieblingsmarke. Es bog in den Parkplatz ein; ohne anzuhalten, entriß der Fahrer Marge Bartlett die Tasche, schlang den Riemen einmal um die Spiegelhalterung und fuhr weiter über den Parkplatz auf den Reitstall zu.

Der Reitpfad, schoß es mir durch den Kopf, als er auf mich zukam. Das Nummernschild war verdreckt. Ich erkannte noch flüchtig Jeans, derbe Stiefel, eine Militärjacke, einen roten Sturzhelm mit blauer Brille, dann war er hinter der Reitbahn auf dem Reitpfad zwischen Gehölz verschwunden. Ich konnte noch das Aufheulen der Maschine hören, bis sie sich ganz entfernt hatte und nur noch der Lärm der Zikaden übrig blieb. Und natürlich der Straßenverkehr. Ausgerechnet der Reitpfad! Verflixt, der ganze Aufwand war umsonst gewesen.

Marge Bartlett ging zurück zu ihrem Mustang und fuhr davon. Ich warf mein Butterbrot den Möwen hin, die erschreckt aufflatterten und dann zurückkehrten, um daran herumzupicken. Ich erhob mich, nahm die Harke, zerbrach den Stiel wütend über meinem Knie, warf beide Teile auf die Erde und ging zu meinem Wagen. Dann besann ich mich noch einmal, nahm einen Zehn-Dollar-Schein aus meiner Brieftasche, ging zurück, stieß ihn auf einen der Harkenzinken und ließ ihn zurück. Vinnie sah mir nicht danach aus, als ob er

sich die Früchte meiner schlechten Laune leisten könnte. Mit den Einnahmen der beiden Tage, die ich dort verbracht hatte, hätte er sich nicht einmal einen Taschenkamm kaufen können.

Healy und Trask saßen in Trasks Staatskarosse auf dem Parkplatz vor der katholischen Kirche. Sie hatten vor sich auf dem Armaturenbrett eine Karte ausgebreitet. Ich parkte neben ihnen.

»Hat Ihr Mann auf dem Baum sie bemerkt?« fragte ich.

»Nope verlor ihn aus den Augen, als er den Weg in den Wald einschlug.«

Trask bemerkte: »Der verdammte Reitweg gabelt sich und führt in verschiedene Richtungen. Man kann nicht genau angeben, in welche. Manche Reiter haben neue Pfade getrampelt. Der Motorradfahrer kann in Lynn, in Saugus oder in Smithfield hinter der Straßensperre wieder hervorgekommen sein. Ich fürchte, er ist uns entwischt.«

Healys Gesicht war starr und ließ die Knochen hervortreten.

»Zwei Tage, zwei verdammt lange Tage haben wir diesen Ort beobachtet, den Reitpfad überwacht, auf Motorradgeräusche von der Schnellstraße gelauscht. Zwei Tage. Wir standen mit dem Finger am Abzug da. Verdammt noch mal, Spenser, Sie waren doch dort und haben Leute auf dem Pfad reiten gesehen; warum, zum Teufel, haben Sie nicht richtig kombiniert? Sie treffen doch sonst immer ins Schwarze.«

»Ich bin kein so großer Geist wie ihr staatlichen Schnüffler. Ich war zu sehr mit Mistharken beschäftigt.«

Healy nahm die Landkarte, die er eben noch betrachtet hatte, und zerknüllte sie kurzerhand. Das Funkgerät in Trasks Wagen knackte, und der Ansager äußerte etwas, das ich nicht verstand. Trask antwortete: »Hier Trask.«

Erneut meldete sich die knackende Stimme. Und wieder Trask. »Roger, aus.« Es kam mir vor wie im Kino. Ich fragte ihn: »Sollten Sie nicht ›Zehn vier‹ sagen?«

Trask drehte mir sein großes rotes Gesicht zu.

»Sieh mal einer an. Erst haben Sie die Sache vermasselt, und nun spielen Sie sich auch noch auf. Glauben Sie ja nicht, daß Sie sich an mir schadlos halten können.« Er sah zu Healy hinüber. »Haben Sie den Funkspruch mitbekommen?« Healy nickte.

»Um was ging es?« wollte ich wissen.

»Die Bartletts haben einen Anruf von den Entführern bekommen, die ihnen mitgeteilt haben, wo ihr Sohn abgeholt werden kann.«

Er setzte sein Auto in Gang und fuhr aus der Parklücke heraus. Ich folgte ihnen. Vielleicht werden sie ihn unversehrt freilassen, dachte ich bei mir. Vielleicht.

7

Der Anruf war etwa zehn Minuten nach der Lösegeldzahlung gekommen. Der kleine Beamte von der Staatspolizei hatte ihn aufgenommen und spielte ihn nun Trask, Healy und mir vor. Wir hörten Roger Bartlett sich mit »Hallo« melden und am anderen Ende der Leitung Schallplattenmusik, dann eine Stimme, die im Tonfall einen Conferencier nachzuahmen schien: »Einen schönen guten Tag, meine lieben Freunde vom Kidnapping-Klub. Hier spricht Ihr alter Kumpel, der Kidnapper persönlich. Wir haben eine große Überraschung für Sie draußen im Kidnapper-Land. Die Preisträger in unserem Lösegeldwettbewerb sind Mr. und Mrs. Roger Bartlett aus Smithfield.« Es folgte wieder Musik und dann sangen einige Männerstimmen:

Im alten Smithfield steht eine Schule,
Dahinter wartet der erste Preis.
Jetzt laufen Sie schnell zu jenem Pfuhle
Und hol’n Sie ihn heimlich und leis’.
Von uns, wie Sie sich denken können,
Werden Sie nichts mehr hören.
Den Triumph werden wir Ihnen nicht gönnen,
Daß uns Polypen stören.

Die Schallplattenmusik wurde wieder lauter, und bevor der Hörer aufgelegt wurde, hörten wir im Hintergrund albernes Gekicher.

Roger Bartlett sprach als erster: »Er muß hinter einer der Schulen sein. Aber hinter welcher? Ich kenne keine, die an einem Teich liegt.«

»Vielleicht meinen sie die Klosterschule mit ihrem Brunnen«, sagte Trask.

»Ach ja, die Klosterschule«, pflichtete ihm Bartlett bei, und Healy fragte: »Wie steht es mit Kindergärten?«

Trask blickte zu Bartlett. Roger Bartlett schüttelte den Kopf. Daraufhin zuckte Trask die Achseln. »Zum Teufel, ich weiß es nicht«, antwortete er.

»Also, Trask«, sagte Healy, »lassen Sie Ihre Leute hinter allen Schulen, Kindergärten und ähnlichem nachsehen, und vergessen Sie nicht die Fahrschulen oder, falls vorhanden, auch Hundeschulen. Diese Entführer sind unberechenbare Leute.«

Trask ging hinaus zu seinem Auto und gab über Polizeifunk Anweisungen. Bartlett begleitete ihn. Ich fragte Healy: »Was, um Himmels willen, geht hier vor?«

Healy schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Etwas Ähnliches habe ich noch nie erlebt. Haben Sie bemerkt, wieviel Mühe sie sich mit dem Tonband gegeben haben?«

»Ja«, antwortete ich. »Und es geschah nicht nur, um die Stimmen zu verfremden. Etwas anderes steckt dahinter, etwas Persönliches vielleicht. Erst dieser eigenartige Erpresserbrief und nun dieser Anruf – hier stimmt was nicht.«

Margery Bartlett kam mit Earl Maguire herein. »Was stimmt hier nicht?« fragte sie ängstlich. »Haben Sie Kevin gefunden?«

»Kein Grund zur Aufregung, Madam«, versuchte Healy sie zu beruhigen. »Spenser sprach über etwas anderes. Polizeichef Trask läßt Kevin gerade suchen. Ich bin sicher, daß wir bald eine gute Nachricht bekommen werden.«

Das glaubte Healy selbst nicht, und er wußte, daß ich es durchschaute. Während er sprach, sah er mich bedeutungsvoll an. Ich blickte zur Seite.

Maguire sagte: »Setz dich, Marge. Quäl' dich nicht unnütz.«

Sie setzte sich an den Eßtisch. Maguire nahm ihr gegenüber Platz. Healy öffnete die Tür zum Garten und sah zu Trask hinüber. Ich lehnte mich gegen die Bar. Der große Neufundländer, den ich bei meinem ersten Besuch gesehen hatte, kam in die Küche und schlabberte Wasser aus seiner Schüssel.

Marge Bartlett schalt ihn. »Punkin, schlürf nicht so laut.« Punkin? Der Name kam mir für den Riesenkerl lächerlich vor. Der Hund war immerhin so groß, daß man ihn fast vor einen Leiterwagen hätte spannen können. Er hörte auf zu trinken und ließ sich mitten in der Küche nieder. Einen Moment lang war es still, dann stöhnte er auf und rülpste unanständig.

Marge Bartlett rief noch einmal: »Punkin! Du solltest dich schämen«, aber er beachtete sie nicht.

In dem Moment kam Trask mit Roger Bartlett vom Auto zurück.

Trask sagte zu Healy: »Hinter der Oberschule. Fahren wir!« Healy und ich folgten Trask, der schon den Motor anließ, während ich noch hinten einstieg. Als er anfuhr, spritzte der Kies zur Seite, und noch bevor er den dritten Gang einlegte, ließ er die Sirene aufheulen.

Bis zur Oberschule brauchten wir etwa drei Minuten. Mit Vollgas fuhr Trask in die halbkreisförmige Auffahrt vor der Schule ein, überquerte den Parkplatz und brachte den Wagen mit quietschenden Bremsen hinter der Schule zum Stehen. Er liebte offensichtlich den Krach und die Sirene. Ich hätte gewettet, daß er von Anfang an auf diesen Moment gewartet hatte. An der Rückseite des einstöckigen Backsteingebäudes parkten etwa zwanzig Autos. Die meisten waren kleinere

Modelle, wie sie Lehrerinnen zu fahren pflegen. Am Ende der zweiten Parkreihe stand ein alter Cadillac-Leichenwagen. Die hintere Tür war offen, und eine Gruppe Kinder stand davor, von zwei Polizisten in kurzärmeligen Hemden und mit Sonnenbrille zurückgehalten. Der Streifenwagen parkte gleich neben dem Leichenwagen. In den Fenstern der Schule drängten sich laut johlend die Schüler. Die Lehrer konnten sie nicht bändigen. Die meisten versuchten es offensichtlich nicht einmal, sondern reckten selbst die Hälse, um über die Köpfe der Kinder hinweg zu sehen.

Trask stieg auf die Bremse und sprang aus dem Auto. Er ließ die Tür hinter sich offen und ging geradewegs auf den Leichenwagen zu. Ich fühlte mich elend und wollte nicht in den Wagen hineinschauen, sondern viel lieber heimfahren. Im Kühlschrank standen noch einige Flaschen Amstel-Bier, die würden mir jetzt guttun. Schließlich stieg ich doch aus und folgte Healy.

Im Leichenwagen war ein Sarg, der aus Sperrholzresten zusammengezimmert und mit einem Vorhängeschloß abgesperrt war. Einer der Polizisten holte einen Wagenheber, und Trask, der in den Leichenwagen geklettert war, brach die Haspe ab. Healy hob den Deckel. Ich biß die Zähne zusammen. Eine lebensgroße Stoffpuppe schoß in die Höhe und glotzte uns blöde grinsend an. Trask, der im Leichenwagen gehockt hatte, verlor das Gleichgewicht und saß nun auf dem Boden. Healy blieb reglos stehen. Die Stoffpuppe kippte zur Seite, und ich sah eine rostige Sprungfeder, die an ihrem Rücken befestigt war. Meine rechte Hand hatte unwillkürlich den Abzugshahn der Pistole umklammert, jetzt nahm ich die schweißnasse Hand von der Waffe und rieb sie am Hosenbein trocken. Dann sagte ich: »Ein makabrer Scherz. Oder ein Denkzettel?«

»Holen Sie das Ding erst einmal raus«, befahl Healy.

Die beiden Polizisten hoben die Puppe aus dem Leichenwagen und setzten sie auf den Boden. Healy und ich hockten uns daneben.

»Hemd und Hose sind mit Zeitungspapier ausgestopft«, meinte Healy. »Der Kopf scheint ein mit Watte gefüllter Kissenüberzug zu sein. Die Grimasse ist mit Filzstift aufgemalt. Die Feder sieht aus, als stammte sie von einem Sessel.«

Er stand auf. »Trask«, sagte er. »Halten Sie die Leute hier fern. Ich lasse einige Spezialisten kommen, damit sie Ihre Leute bei der Spurensicherung unterstützen.«

Trask nickte und wandte sich den beiden Streifenbeamten zu. »Lassen Sie den Platz räumen.«

8

Beamte der Staatspolizei und der örtlichen Polizei von Smithfield untersuchten den Leichenwagen, aber sie fanden nichts, was auf die Identität der Erpresser hätte schließen lassen können. Der Wagen war vor sechs Monaten zwei Brüdern aus Revere gestohlen worden, die ihn auf einer öffentlichen Versteigerung erworben hatten, um ihn als Wohnwagen umzubauen. Es wurden keine nennenswerten Fingerabdrücke festgestellt, auch keine Wäschereiabzeichen in Hemd und Hose der Puppe. Bei dem Zeitungspapier, mit dem der Körper ausgestopft war, handelte es sich um einige neuere Ausgaben des *Boston Globe,* den man an jedem Zeitungsstand kaufen konnte. Das Sperrholz und die Beschläge für den Sarg zeigten ebenfalls keine Besonderheit, die auf einen speziellen Holzplatz oder eine ganz bestimmte Eisenwarenhandlung hätte schließen lassen. Kurz, vom Leichenwagen führte nicht die geringste Spur zu den Erpressern.

Marge Bartlett hatte noch ein Beruhigungsmittel bekommen. Roger Bartlett gebärdete sich wie ein Verrückter. Als ich das Haus der Bartletts verließ, hörte ich, daß er Healy und Trask anbrüllte. Ich war zuvor an der Reihe gewesen.

»Verflucht noch mal, was geht hier vor? Sie haben alle nichts herausgefunden. Wo ist mein Sohn? Ich habe mich nach Ihren Anweisungen gerichtet, und jetzt kommt zur Belohnung ein Sarg. Sie haben wirklich rein gar nichts erreicht…« Die Tür fiel hinter mir ins Schloß. Ich konnte Roger Bartletts Zorn verstehen. Auf dem Weg zu meinem Wagen blickte ich auf die Uhr: es war 16 Uhr 15.

Als ich nach Hause kam, holte ich mir aus dem Kühlschrank eine Flasche Amstel-Bier, öffnete den Kronenkorken und leerte sie mit einen kräftigen Zug zur Hälfte. Die Holländer verstehen zu leben, dachte ich bei mir. Ich erinnerte mich an ein Hotel in Amsterdam, wo ich diese Marke zum erstenmal probiert hatte. Nachdem die Flasche leer war, öffnete ich eine zweite, nahm einen Schluck, während ich mich entkleidete, stellte sie am Waschbeckenrand ab, solange ich duschte, und trank sie beim Abtrocknen aus.

Nur mit Shorts bekleidet, ging ich dann in die Küche, öffnete die dritte Flasche, nahm den Telefonhörer hoch und erkundigte mich bei der Auskunft nach Susan Silvermans Nummer. Ich rief sie an. Ihre Stimme klang am Telefon sehr vornehm, als sie sich meldete.

»Helfen Sie mir«, sagte ich.

»Wie bitte?«

»Ich bin verzweifelt und brauche Hilfe. Machen Sie Hausbesuche?«

»Wer ist denn dort?« erkundigte sie sich vorsichtig.

»Wie schnell man doch vergessen wird! Hier ist Spenser. Vielleicht erinnern Sie sich – stattliche Erscheinung, hellblaue Augen, energisches Kinn, weißer Regenmantel, der mich größer erscheinen läßt.«

»Ach, der Spenser.«

»Ja, *der«*, antwortete ich. »Ich weiß, daß es schon spät ist, aber ich wollte gerade panierte Schweinelendchen zubereiten und würde gern das bescheidene Mahl mit Ihnen teilen. Dabei könnten wir uns über Kevin Bartlett unterhalten.« Sie antwortete nicht. »Ich bin ein begeisterter Hobbykoch«, fuhr ich deshalb werbend fort. »Als Detektiv tauge ich nicht viel, im Aufspüren von Entführern bin ich eine Niete, aber vom Kochen verstehe ich etwas.«

»Mr. Spenser, es ist jetzt halb sechs. Ich wollte selbst gerade mein Abendbrot in den Herd schieben.«

»Ich hole Sie ab, wenn ich darf«, schlug ich vor. »Wenn es Ihnen lieber ist, gehen wir irgendwohin zum Essen.«

»Nein«, sagte sie entschlossen. »Ich komme. Wo wohnen Sie?«

»Kennen Sie die Marlborough Street?« fragte ich.

»Ja.«

»Gut. Ich wohne auf der linken Seite, kurz vor dem Park.« Ich sagte ihr die Hausnummer. »Wann werden Sie hier sein?«

»Ist Ihnen halb acht angenehm?«

»Sehr angenehm. Ich erwarte Sie um diese Zeit.«

Wir verabschiedeten uns und legten auf. »Ha!« rief ich laut vor Freude und trank genüßlich mein Bier aus. Du bist also noch immer unwiderstehlich, sagte ich zu mir selbst. Oder waren es nur die panierten Schweinelendchen?

Ich heizte den Herd vor, nahm das Fleisch aus dem Tiefkühlfach und stellte mir die Zutaten zum Panieren zurecht. Dann öffnete ich die nächste Flasche Bier, die letzte, nahm ich mir vor, denn schließlich wollte ich Susan nicht betrunken empfangen. Der Besuch war immerhin geschäftlich, wenigstens zum Teil. Ich wälzte das Fleisch in Thymian, schwarzem Pfeffer und Dill, bevor ich es panierte und in den Herd schob.

Dann schälte ich drei grüne Äpfel, einige Karotten und rote Zwiebeln, hackte sie fein und dünstete sie in Butter. Zum Schluß fügte ich eine Tasse Apfelmost hinzu, ließ das Ganze aufkochen, und meine Cumberland Sauce fürs Fleisch war fertig. Dann zog ich mich an. Ich entschied mich gegen die Goldlamé-Smokingjacke mit weißem Seidenschal, zog statt dessen ein schwarzes Polohemd, eine weiße Hose und schwarze Sportschuhe an und ging hinunter zum Bäckerladen in der Arlington Street, um frisches französisches Brot zu

kaufen. Mit zwei ofenfrischen Baguettes kehrte ich in mein Apartment zurück, öffnete eine Flasche Rotwein, stellte sie in den Weinkübel, den ich mit Eisstückchen auffüllte. Ich wußte, daß mich Weinkenner für einen Barbaren halten mußten. Aber ich war es nun einmal nicht anders gewöhnt und liebte den Rotwein kalt.

9

Um 19 Uhr 15 nahm ich das Fleisch aus dem Herd, hob den Deckel von der Gemüsekasserolle, damit die Flüssigkeit verdunsten konnte, und schwenkte die Kasserolle leicht hin und her. Nach kurzer Zeit sah der Inhalt glasig aus. Ich füllte ihn in eine feuerfeste Schüssel, die ich auf den Rechaud stellte. Dann schob ich das französische Brot in den noch immer warmen Herd, schnitt zwei große Tomaten in Scheiben, bestreute sie mit einer Prise Zucker und legte sie zusammen mit grünen Salatblättern auf die Fleischplatte.

Ich hatte gerade Hände und Gesicht gewaschen, als die Türglocke läutete.

Dann stand sie vor mir. Meine gute Erziehung hinderte mich, anerkennend durch die Zähne zu pfeifen. Sie trug eine schwarze Hose und eine gelbe Bluse mit kurzen Puffärmeln und Löffelkragen. Mit den schwarzgelben Plateausandalen wirkte sie fast so groß wie ich. Auch die Ohrringe waren schwarzgelb. Ihr schwarzes Haar glänzte, und ihre weißen Zähne sahen aus wie eine Perlenkette in ihrem dunklen Gesicht, als sie mir lächelnd die Hand entgegenstreckte.

»Kommen Sie herein«, sagte ich, ohne zu stottern und, wie ich hoffte, ohne zu erröten.

»Welch ein hübsches Apartment«, sagte sie, als sie den Wohnraum betrat. Ich dankte ihr für das Kompliment. Sie ging zum Regal und betrachtete eine meiner Holzschnitzereien. »Ist das nicht der Indianer vor dem Museum?«

»Ja.«

»Großartig gelungen. Woher haben Sie die Statue?«

Ich glaube, diesmal wurde ich rot. »Nun ja«, antwortete ich ausweichend.

»Haben Sie sie selbst geschnitzt?«

»Ja.«

»Wirklich ausgezeichnet.« Sie betastete das Holz. »Was ist es für ein Material?«

»Eine harte Pinienart.«

»Wie haben Sie das Holz geglättet?«

»Mit Bimsstein und etwas Mineralöl.«

»Unglaublich«, rief sie begeistert aus. »Haben Sie auch die anderen Figuren selbst geschnitzt?« Ich nickte. Sie sah mich an und schüttelte den Kopf. »Und kochen können Sie auch?«

Ich nickte wieder.

»Erstaunlich.«

»Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?«

»Ja, bitte.«

»Einen Gimlet?«

»Ja, bitte.«

Ich mischte fünf Teile Wodka und einen Teil Rose's Lime Juice in einem Krug, fügte Eisstückchen hinzu, schüttelte das Ganze und füllte zwei niedrige Gläser.

»Nehmen Sie bitte inzwischen Platz, ich habe noch in der Küche zu tun.«

»Da fällt mir etwas Besseres ein. Ich könnte inzwischen den Tischdecken.«

»Einverstanden.«

Der Kochbereich meines Apartments war vom Eßbereich durch einen raumteilenden Wandschrank getrennt. Durch die geöffnete Durchreiche konnte ich Susan sehen. Sie war vermutlich zwischen fünfunddreißig und vierzig. Als sie sich über den Tisch beugte, um das Besteck auszulegen, zeichneten sich ihre wohlgeformten Schenkel unter ihrer straffsitzenden Hose, Rücken und Taille unter der Bluse ab.

Ich schnitt das Fleisch in dünne Scheiben und legte es zu den Tomaten und den Salatblättern auf die vorgewärmte Platte, die ich mit der irdenen Schüssel auf den Eßtisch stellte. Susan Silvermans Glas war inzwischen leer, und ich füllte es wieder. In meinem Kopf fühlte ich die Wirkung von fünf Bier und einem Gimlet.

»Wäre Kerzenlicht zu romantisch?« fragte ich.

Sie lachte und sagte: »Ich glaube ja.«

»Sollen wir zuerst austrinken?«

»Wenn Sie möchten.«

Sie saß am Ende der Couch, lehnte sich zurück, nahm einen kräftigen Schluck ihres Gimlets und sah mich dabei über den Glasrand an.

»Was haben Sie mit Ihrer Nase angestellt, Mr. Spenser?«

»Ein Schwergewichtsboxer hat sich ihrer mit seiner schlagkräftigen Linken einige Male angenommen.«

»Warum baten Sie ihn nicht, es zu lassen?«

»So etwas tut man nicht. Ich hoffte, der Ringrichter würde es für mich erledigen.«

»Sie scheinen sich nicht gerade die einfachsten Berufe auszusuchen.«

»Ich weiß nicht. Schlimmer stelle ich es mir vor, jeden Tag von neun bis fünf als Schadenssachbearbeiter bei einer Versicherung am Schreibtisch zu sitzen. Dabei würde ich vermutlich jede Woche ein gebrochenes Nasenbein davontragen.«

Ihr Glas war leer. Ich füllte es erneut, und sie lächelte dankbar. »Sie wollen damit sagen, daß Ihnen Ihr gegenwärtiger Beruf erlaubt, sich Ihr Leben einzurichten, wie Sie möchten?«

»Das wäre schön«, sagte ich. »Aber wollen wir nicht essen?«

»Das sollten wir. Ich spüre schon die Wirkung der Gimlets.«

»Dann lassen Sie mich schnell noch einen einschenken«, schlug ich augenzwinkernd vor.

Sie lachte. »Nein, danke. Ich möchte wirklich keinen mehr.«

Ich hielt ihren Stuhl, als sie sich hinsetzte, und nahm dann ihr gegenüber Platz.

»Ein bescheidener kleiner Roter«, sagte ich, als ich den Wein einschenkte.

Wir aßen die meiste Zeit schweigend. Es gibt Menschen, mit denen man ohne Anstrengung schweigen kann. Frauen sind dazu selten fähig. Susan Silverman war eine Ausnahme. Als ich ihr die zweite Scheibe Fleisch und Sauce auftat, fragte sie: »Was ist das für eine Sauce? Sie schmeckt wundervoll.«

»Cumberland Sauce«, antwortete ich. »Schmeckt auch mit Ente.«

Sie fragte nicht nach dem Rezept. Eine Frau mit Lebensstil. Ich kann Leute nicht ausstehen, die mich nach Rezepten fragen.

»Nun, mit Schweinefleisch schmeckt sie jedenfalls auch ausgezeichnet.«

»O Gott«, stöhnte ich.

»Was ist los?«

»Sie sind Jüdin, nicht wahr?«

»Na, und?«

»Aber keine orthodoxe?«

»Nein.«

»Es ist nicht gerade geschickt, einer jüdischen Dame beim ersten Rendezvous Schweinefleisch vorzusetzen.«

Sie lachte. »Daran habe ich überhaupt nicht gedacht, Sie Armer. Aber ist diese Einladung denn ein Rendezvous? Ich dachte, Sie wollten mich ausfragen.«

»Ja, das kommt noch. Ich möchte Sie erst richtig einstimmen. Nach Dessert und Brandy nehme ich Sie ins Kreuzverhör.«

Sie hielt mir ihr Weinglas entgegen. »Dann sollte ich mich vorher noch stärken.«

Ich schenkte ein. »Was meinen Sie, wo Kevin Bartlett steckt?« fragte ich sie.

»Ich weiß es nicht. Wie könnte ich auch? Haben Sie denn noch gar keinen Anhaltspunkt?«

»Anhaltspunkte haben wir viele, aber sie bringen uns nicht weiter. Haben Sie von dem Leichenwagen und der Stoffpuppe gehört?«

»Ja. Aber ich kenne keine Einzelheiten.«

»Also glauben Sie, daß er entführt wurde? Und wenn ja, dann nur wegen des Lösegeldes?«

»Ich weiß es nicht.«

»Also schlage ich vor, daß Sie mir noch einmal alles erzählen, was Sie von jenen Jugendlichen wissen, mit denen Kevin verkehrte.«

»Wie ich Ihnen schon in meinem Büro sagte, weiß ich wirklich sehr wenig. Das meiste ist eigentlich nur Schulklatsch. Die jungen Leute sollen fast alle im Schul- und Collegealter sein und in einem Haus in der Nähe von Smithfield leben.«

»Wem gehört das Haus?«

»Das weiß ich nicht, aber vermutlich jenem Vic Harroway, der mit seinen etwa dreißig Jahren der Älteste der Gruppe sein muß. Er gilt als Anführer.«

»Und Kevin verbrachte mit der Gruppe seine Freizeit?«

»Ja, mit einigen von ihnen. Ich sah ihn manchmal mit ziemlich verwahrlosten Gestalten, von denen ich annehme, daß sie zu jener Gruppe gehören, auf der Friedhofsmauer sitzen. Aber wie gesagt, von der Existenz der Gruppe weiß ich nur vom Hörensagen. Ich kann mich nicht dafür verbürgen, daß sie sich zu einer Kommune zusammengeschlossen haben und in einem Haus leben.«

»Wer könnte mehr darüber wissen?«

Sie runzelte nachdenklich die Stirn. »Ich weiß nicht recht, Polizeichef Trask vermutlich.«

»Haben Sie etwas Absonderliches über die Gruppe gehört?«

»Absonderliches? Eigentlich nicht. Ich könnte mir vorstellen, daß sie Hasch rauchen, aber das ist heutzutage wohl kaum noch absonderlich. Oder wie meinten Sie Ihre Frage?«

»Ich dachte an all das, was im Zusammenhang mit der Entführung an Absonderlichem vorgefallen ist – die Stoffpuppe im Sarg, den Song am Telefon und den Erpresserbrief in Form eines Comicstrip.«

Wir hatten den Wein ausgetrunken, und da die Flasche leer war, fragte ich: »Möchten Sie jetzt einen Brandy?«

»Ein kleines Glas, bitte.«

»Also gehen wir hinüber ins Wohnzimmer.«

Sie setzte sich wieder ans Ende der Couch. Ich schenkte Calvados ein und setzte mich auf einen Beistelltisch in ihrer Nähe.

»Mir fällt wirklich nichts Absonderliches ein. Vic Harroway ist sicherlich ein ungewöhnlicher Typ, aber ich könnte im Moment nicht einmal sagen, weshalb.«

»Versuchen Sie sich zu erinnern, in welcher Beziehung er ungewöhnlich ist.«

Sie runzelte wieder die Stirn. »Es war nur so ein Einfall, daß er ungewöhnlich sein müßte. Ich habe so manchen Klatsch über ihn gehört, aber im Moment fällt mir nichts Konkretes ein.«

»Sieht er ungewöhnlich aus?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sexuelle oder religiöse Absonderlichkeiten?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann mich wirklich nicht erinnern, Spenser. Wenn ich es wüßte, würde ich es Ihnen sagen.«

»Versuchen Sie, sich die Situation zu vergegenwärtigen, als Sie auf die Idee kamen, daß Vic Harroway ungewöhnlich ist. Wer hat es Ihnen erzählt? Wann und wo?«

Sie lachte. »Spenser, Sie quetschen mich aus wie eine Zitrone. Aber es hilft nichts, ich kann mich nicht erinnern.«

»Tut mir leid, wenn ich Sie mit meiner Arbeit überfallen habe.«

»Sie sind ein interessanter Mann, Spenser. Man könnte sich in Ihnen täuschen.«

»Sich in mir täuschen?«

»Nun ja, Sie sehen aus wie ein toller Bursche, der nur Frauen im Kopf hat. Eigentlich hatte ich gedacht, daß Sie mich nur eingeladen haben, weil Sie mit mir schlafen wollen. Aber jetzt, da ich Sie tatsächlich bei der Arbeit erlebt habe, möchte ich gar nicht, daß Sie wirklich eine solche Absicht hatten.«

»Sie bringen mich in Verlegenheit«, erwiderte ich. »Eigentlich hatte ich wirklich die Absicht.«

»Erst die Arbeit…« sagte sie und lächelte vielversprechend.

»Wir haben schon gearbeitet.« Ich nahm ihr Gesicht in meine Hände und küßte sie. Sie zog mich auf die Couch hinüber, und ich nahm sie in die Arme. Als wir nebeneinander auf der Couch lagen, streichelte ich unter ihrer Bluse die nackte Haut, fuhr mit der Hand die Wirbelsäule entlang bis unter das Gürtelband ihrer Hose. Sie stöhnte und schmiegte sich eng an mich, drehte sich ein wenig, als meine Hand vorn am Reißverschluß ihrer Hose angelangt war, zuckte dann aber zurück und schob meine Hand weg. Wir keuchten beide.

»Nein, Spenser«, brachte sie mühsam hervor. »Nicht beim erstenmal, nicht in deinem Apartment.«

Ich sagte nichts, dachte nichts, atmete nur schwer.

»Ich weiß, daß es dumm ist«, sagte sie. »Aber ich kann nun einmal nichts für meine Erziehung. Ich muß immer an die

Worte meiner Mutter denken, daß es nur leichte Mädchen beim erstenmal tun. Vielleicht bin ich altmodisch.«

»Ich bin auch nicht moderner«, tröstete ich sie, umfaßte sie liebevoll und blieb ruhig neben ihr liegen.

»Ein andermal, Spenser. Vielleicht willst du auch einmal meine Kochkünste probieren. In meiner Wohnung. Ich bin nicht frigide, und vielleicht wäre ich sogar beleidigt gewesen, wenn du es nicht versucht hättest. Aber nicht beim erstenmal. Ich würde mich selbst nicht mehr mögen. Nächstesmal…«

»Einverstanden«, erwiderte ich fröhlich. »Ich bin überzeugt, daß es mir bei dir fabelhaft schmecken wird. Was hältst du davon, wenn wir jetzt gleich ins Auto hüpfen und zu einem kleinen Imbiß in deine Wohnung fahren?«

Sie lachte. »Du bist aber gar nicht hartnäckig.«

»Vielleicht leide ich nur unter Torschlußpanik.«

Sie lachte noch immer und stand auf.

»Was hältst du dann davon, wenn ich dich nächste Woche besuche?« fragte ich. »Dann mußt du dich nicht gedrängt fühlen.«

Sie setzte sich noch einmal zu mir auf die Couch und sah mich schweigend an. Eine Haarsträhne fiel ihr ins Gesicht. »Du bist wirklich nett, Spenser.« Sie streichelte meine Wange. »Hast du Lust, am nächsten Dienstagabend bei mir zu essen? Ich schlage vor, um acht.«

»Und *wie* ich Lust haben werde.«

Wir erhoben uns und gaben uns zum Abschied die Hand. »Gute Nacht, Spenser«, sagte sie, als ich sie zur Tür begleitete.

»Gute Nacht, Susan.«

Ich hielt ihr die Tür auf, und sie ging. Als ich die Tür wieder schloß, atmete ich tief ein. Das nächstemal, dachte ich. Dienstag nacht. Bei ihr zu Hause.

10

Susan Silverman rief am nächsten Morgen um halb zehn in meinem Büro an.

»Ich weiß jetzt, wo die Kommune lebt«, sagte sie.

»Erzähl.«

»Die jungen Leute wohnen in einem alten Haus im Waldstück hinter der Lowell Street an der Ortsgrenze von Smithfield.«

»Kannst du mir erklären, wie ich dort hinkomme?«

»Ich werde mit dir hinfahren.«

»Noch besser. Ich bin in einer Stunde in Smithfield.«

»Komm zu mir ins Büro.«

»In die Schule?«

»Ja, warum nicht?«

»Mr. Moriarty könnte mich mit einem Lineal erschlagen. Gegen einen stellvertretenden Schulleiter möchte ich nicht antreten.«

»Ohne deinen weißen Regenmantel wird er dich vielleicht nicht erkennen«, sagte sie. »Die Sonne scheint.«

»Einverstanden. Ich nehme das Wagnis auf mich.«

Die Sonne konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß es Herbst wurde. Es war noch warm genug, um in meinem Kabriolett mit offenem Verdeck zu fahren, allerdings mußte ich eine feste Leinenjacke anziehen. Unterwegs kaufte ich mir einen großen Pappbecher Kaffee, den ich beim Fahren trank.

In Smithfield angekommen, parkte ich wieder auf dem Schulparkplatz und betrat das Schulgebäude.

Die Vorzimmerdame in der Schulberatungsstelle sah in ihrem braunen Strickkleid hinreißend aus und stürzte mich, während ich sie betrachtete, in schwere Gewissenskonflikte.

Susan Silverman kam in einem rot-blau-grüngestreiften Blazer aus ihrem Büro.

»Ich bin in einer halben Stunde wieder zurück, Carla«, sagte sie zu ihrer rothaarigen Sekretärin, und zu mir: »Fahren wir in meinem Auto, dann muß ich den Weg nicht umständlich erklären.«

Wir verließen das Büro und gingen diesmal durch einen anderen Korridor. Der Geruch erinnerte mich an meine eigene Schulzeit. Durch eine Seitentür verließen wir die Schule und kamen zum Parkplatz.

Susans Auto war ein zwei Jahre alter Nova. Ich hielt ihr die Tür auf, und sie stieg ein, wobei sie ihren blauen Rock festhielt, damit er keine Sitzfalten bekam.

Wir fuhren vom Parkplatz herunter und bogen links in die Straße Richtung Stadtzentrum ein, dann rechts in die Main Street nach Norden.

»Wie hast du das Haus so schnell ermittelt?«

»Ich hatte Glück. Ein Mädchen unserer Schule verriet es mir.«

Von der Main Street bogen wir links ab und fuhren nach Osten. Die Straße war jetzt ziemlich schmal und führte meistens durch Wälder. In den größeren Lichtungen standen vereinzelte Häuser. Als wir an einer eingezäunten Wiese vorbeikamen, auf der schwarzweiße Kühe weideten, sagte Susan: »Hier in der Nähe muß es sein.«

»Was suchen wir?«

»Einen kleinen Weg, der eine halbe Meile hinter der Kuhweide links abgehen soll.«

»Dort«, sagte ich. »Vor dem roten Feldahorn.«

Sie nickte und bog ab. Es war ein schmaler Pfad, steinig und holperig. Die niedrigen Zweige der Bäume schlugen beim Fahren gegen die Flanken des Autos und aufs Dach. Nach etwa zweihundert Metern kamen wir an eine Wegbiegung, und dann lichtete sich allmählich der Wald, und wir fuhren an einzelnen Baumgruppen und hüfthohem Gras vorbei auf ein halbverfallenes Haus zu. An einem Baum stand ein altes Fahrradgestell, die radlosen Gabeln nach oben gerichtet. Am Rand der Lichtung rostete das Wrack eines Oldtimers. Der Weg war hier mit großen, quadratischen Steinplatten ausgelegt, die sich zum Teil vom Frost gehoben hatten und zahlreiche Risse aufwiesen. Als das Haus neu gewesen war, hätte es sicherlich jeder geschäftstüchtige Makler auch anspruchsvollen Kunden als Ferienbungalow vermieten können. Jetzt aber sah es ziemlich verkommen aus. Die geteerten Schindeln waren verwittert und mit einer hellgrünen Moosschicht bedeckt. Die Bohlen über der Eingangstür und die geschwungenen Zierleisten an der Fassade zeigten noch Spuren eines rosa Anstrichs. An der einen Seite des Hauses war ein unförmiger Autoschuppen aus Hohlziegeln angebaut, aber nie fertiggestellt worden. Aus dem Autoschuppen drang das Geräusch eines Dieselmotors. Ein Automotor war es wohl nicht, eher ein Generator. Vom Weg führte auch keine Zufahrt zum Schuppen.

Eine magere, etwa kniehohe Bastardhündin mit hängenden Zitzen stöberte in einem umgefallenen Abfallkübel. Ein rundliches, braunhaariges, etwa vierzehnjähriges Mädchen saß auf den Stufen vor der Eingangstür. Es hatte große dunkle Augen, die in dem weißen, teigigen Gesicht riesig wirkten, trug ein weißes T-Shirt, eine blaue Latzhose mit weitausgestellten Beinen und war barfuß. In ihrer rechten Hand hielt sie eine offene Cola-Dose und in ihrer linken eine brennende Filterzigarette. Sie sah uns mit ausdruckslosen

Augen an, als wir aus dem Auto stiegen und auf das Haus zugingen.

»Mir gefällt es hier nicht«, sagte Susan.

»Immer dasselbe mit euch Intelligenzbestien aus der Stadt«, scherzte ich. »Ihr habt keinen Sinn für Naturschönheit.«

Das Mädchen nahm einen Schluck Cola, als wir vor ihm standen.

»Guten Morgen«, sagte ich.

Ihr Gesichtsausdruck wurde auch nicht lebhafter, als sie zu mir aufsah. Sie zog an ihrer Zigarette, inhalierte den Rauch und blies ihn, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen, durch die Nase aus. Dann rief sie: »Vic!«

Die Tür flog auf – sie hing nur an einer Angel –, und er stand vor uns. Susan legte ihre Hand auf meinen Arm.

»Du hattest recht«, flüsterte ich. »Er ist außergewöhnlich.«

Vic Harroway war etwa 1,78 m groß, kleiner als ich also, aber bestimmt zwanzig Pfund schwerer. Er sah aus wie eine Bodybuilding-Reklame. Sein Haar war kurz geschnitten und wie bei Julius Cäsar ins Gesicht gekämmt. Seine Nacken- und Brustmuskulatur war so stark entwickelt, daß die Haut zum Zerreißen gespannt schien. Wo die Deltamuskeln die Schultern umspannten, zeichneten sich hellere Streifen auf der sonst dunklen, sonnengebräunten Haut ab, ebenso am Bizeps und in der senkrechten Furche zwischen den Brustmuskeln. Seine Bauchmuskeln sahen aus wie Kopfsteine. Die weißen Shorts waren an den Seiten geschlitzt, um den starken Oberschenkeln mehr Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Mein Magen krampfte sich zusammen, als ich daran dachte, wieviel Mühe es ihn gekostet haben mußte, sich diese Muskelpakete anzutrainieren.

»Was wollt ihr beiden Drecksäue?« fragte er und ließ keinen Zweifel an seiner gastlichen Gesinnung.

»Wir suchen Waiden Pond, Sie liebenswerter Zeitgenosse«, sagte ich.

»Hier ist kein Waiden Pond, also haut ab.«

»Mir gefallen Ihre Augen, wenn sie so böse funkeln.«

»Wenn du Ärger haben willst, so sollst du gleich bedient werden. Nimm deine Hure und verschwinde, sonst breche ich dir die Knochen.«

Ich sah Susan Silverman an. »Sollen wir uns die Hure bieten lassen?« fragte ich.

»Wenn es euch nicht gefällt, könnt ihr gleich noch mehr haben.« Er sprang mit einem Satz die Stufen herunter und landete vor mir in der Hocke. Susan Silverman lehnte sich zurück, wich aber nicht einen Schritt von meiner Seite. Ein Punkt für sie. Aber auch ein Punkt für mich, denn während seines Sprungs hatte ich blitzschnell meine Pistole gezogen, so daß er jetzt in der Hocke direkt in ihren Lauf starrte. Ich hielt sie auf ihn gerichtet.

»Wollen Sie Streit, Vic? Vielleicht können wir uns aber auch vernünftig unterhalten«, schlug ich vor.

»Was, zum Teufel, soll das? Was wollen Sie?«

»Ich suche einen Jungen namens Kevin Bartlett. Ich kam hierher, um Sie zu fragen, ob Sie ihn gesehen haben.«

»Ich kenne keinen Jungen, der so heißt.«

»Wie steht’s mit der jungen Dame dort auf der Treppe?« fragte ich und ließ Harroway nicht aus den Augen. »Kennen Sie Kevin Bartlett?«

»Nein.« Ich hörte, wie sie ein Streichholz entzündete, und dann roch ich den Rauch ihrer Zigarette.

Der Generator im Autoschuppen lief immer noch. Die Hündin hatte inzwischen einen Knochen gefunden, auf dem sie herumkaute. Harroways Gesicht war rot angelaufen. Er sah aus, als hätte er Fieber. Ich hätte zu gern das Haus durchsucht, aber ich wollte Harroway und dem Mädchen nicht den Rücken

zukehren und auch Susan nicht schutzlos zurücklassen. Außerdem hatte ich kein Recht, ohne Erlaubnis in das Haus einzudringen. Andererseits glaubte ich ihnen nicht, daß Kevin nicht bei ihnen war.

»Zum Teufel mit diesem Grobian«, sagte ich zu Susan. »Komm.«

Wir gingen zu ihrem Auto zurück und stiegen ein. Harroway ließ uns nicht aus den Augen. Susan wendete auf dem Rasen, und ohne die geringste Hast fuhren wir davon.

Sie sagte kein Wort, aber ihre Knöchel traten weiß auf ihrem Handrücken hervor, als sie das Steuerrad umklammerte. Sobald wir wieder auf der Main Street waren, fuhr sie an den Straßenrand und hielt.

»Ich fühle mich hundeelend«, sagte sie, behielt die Hände am Lenkrad und starrte geradeaus. Sie zitterte, als ob es kalt wäre. »O Gott, was war das für ein brutaler Kerl!«

Ich legte eine Hand auf ihre Schulter und sagte nichts. Wir blieben etwa zwei Minuten ruhig sitzen, dann ließ sie den Motor wieder an. »Jetzt geht es wieder«, sagte sie. »Was meinst du? Hast du etwas herausgefunden?«

Ich zuckte die Achseln. »Herausgefunden? Ich weiß jetzt, wo das Haus steht, und habe ein Bild von Vic Harroway. Aber ob Kevin dort ist oder nicht, das weiß ich nicht.«

»Es sieht so aus, als hätten wir uns umsonst in ein unangenehmes Abenteuer gestürzt.«

»Nun, das ist meine Arbeit. Ich sehe mir die Dinge an und warte, was geschieht. Wenn die beiden gelogen haben, dann werden sie etwas unternehmen, weil ich heute dort aufgetaucht bin. Vielleicht unterläuft ihnen dabei ein Fehler. Es ist wie beim Tennisspiel, wenn man auf einen Fehler des Gegners hofft. Sonst kann man den Ball nur immer brav zurückschlagen. Das Schlimmste wäre überhaupt keine Reaktion.«

Sie schüttelte den Kopf. »Was wäre gewesen, wenn du keine Waffe gehabt hättest?«

»Ich bin immer bewaffnet.«

»Ja, aber nehmen wir an, du wärst es nicht gewesen oder hättest die Waffe nicht schnell genug ziehen können? Was wäre geschehen?«

»Ich weiß es nicht. Das kommt darauf an, wie gut Harroway wirklich ist. Er sieht sehr stark aus. Aber Burschen, die so toll aussehen, haben es selten nötig zu kämpfen. Wer will sich schon mit einem Gorilla anlegen? Stärke ist viel wert, aber man muß auch zu kämpfen verstehen. Vielleicht werden wir eines Tages herausfinden, ob er kämpfen kann oder nicht.«

Sie sah mich stirnrunzelnd an. »Du wirst es versuchen, nicht wahr? Du willst mit ihm kämpfen. Du willst herausfinden, ob du ihn schlagen kannst.«

»Seine Bemerkung über die ›Hure‹ hat mir nicht gefallen.«

»O Gott«, stöhnte sie, »bist du ein Kindskopf! Meinst du, es macht mir etwas aus, wenn ein Typ wie Vic Harroway mich eine Hure nennt? Du wirst ihn noch zum Duell fordern.« Sie fuhr auf den Parkplatz der Schule und bremste scharf.

Ich lächelte spitzbübisch, und sie legte ihre Hand auf meinen Arm. »Leg dich nicht mit ihm an, Spenser«, sagte sie. »Du hast neben ihm so…« Sie suchte nach dem passenden Wort. »Du hast neben ihm so zierlich ausgesehen.«

»Egal«, antwortete ich. »Auf jeden Fall tut es mir leid, daß du hast mitgehen müssen. Wenn ich das geahnt hätte, hätte ich dich zu Hause gelassen.«

Sie lächelte. »Spenser«, sagte sie feierlich, »du bist ein ausgemachter Dummkopf.«

»Das weißt du auch schon?« erwiderte ich lachend und stieg aus.

11

Am nächsten Nachmittag erkundigte ich mich bei der Polizeizentrale in Boston, ob Vic Harroway vorbestraft sei. Die Antwort war negativ.

Es war fast fünf Uhr, als ich die Zentrale in der Berkeley Street verließ und zu meinem Büro fuhr. Das bedeutete fünfzehn Minuten Fahrt im Berufsverkehr, ein Aufwand, den mein Büro weiß Gott nicht verdiente. Als ich die Tür aufschloß, schlug mir die heiße, muffige Luft entgegen. Die Post hatte sich hinter der Tür unter dem Türschlitz gestapelt. Ich stieg darüber und riß als erstes das Fenster auf. In der Fensternische hatte inzwischen eine Spinne ein kunstvolles Netz gewebt. Ich gab mir Mühe, es beim Fensteröffnen nicht zu zerstören. Schließlich muß man auf die Haustiere Rücksicht nehmen. Dann sammelte ich die Briefe vom Boden auf und setzte mich an den Schreibtisch, um sie zu lesen. Das meiste waren Rechnungen und Reklamesendungen.

Dann rief ich beim Auftragsdienst an. Man sagte mir, daß Margery Bartlett an diesem Nachmittag fünfmal angerufen hätte. Ich bedankte mich, legte auf und wählte die Nummer der Bartletts.

»Wo, um alles in der Welt, haben Sie gesteckt?« fragte sie, nachdem ich mich gemeldet hatte. »Ich habe den ganzen Nachmittag lang versucht, Sie zu erreichen.«

»Ich habe mir im Athenäum ein ruhiges Plätzchen gesucht, um die tiefsinnigen Werke eines berühmten Philosophen zu studieren.«

Sie schnaubte vor Unmut. »Wir brauchen Sie hier draußen, und zwar auf der Stelle. Ich bin bedroht worden. Man will

mich umbringen. Kommen Sie sofort, Spenser, ich brauche Sie.«

»Ja, Madam«, versprach ich, »auf der Stelle.«

Ich legte auf und sah auf die Uhr. Es war jetzt 17.20 Uhr. Ich schloß das Fenster und fuhr nach Smithfield. Um 18.15 Uhr war ich dort. Ein Wagen der Polizei von Smithfield parkte in der Auffahrt. Paul Marsh saß auf dem Fahrersitz, den Kopf an die Kopfstütze gelehnt, die Mütze tief im Gesicht. Durch die Windschutzscheibe konnte ich den mächtigen Lauf einer Maschinenpistole sehen, und als ich neben dem Wagen hielt, sah ich, daß die Waffe am Armaturenbrett befestigt war. Durch das offene Autofenster hörte ich, daß Paul den Polizeifunk eingeschaltet hatte.

»Was ist los?« fragte ich Paul.

»Mrs. Bartlett hat einen Telefonanruf bekommen. Man soll sie bedroht haben. Die Einzelheiten kenne ich nicht. Ich habe noch nicht mit ihr gesprochen. Trask kennt die Einzelheiten. Eigentlich ist heute mein freier Tag.«

»Haben Sie schon gegessen?«

»Nein, aber einer meiner Kollegen will mir demnächst etwas vorbeibringen.«

»Ich halte für Sie die Stellung, wenn Sie sich geschwind etwas besorgen wollen.«

Marsh schüttelte den Kopf. »Nein, das geht nicht. Trask würde mir eigenhändig den Kopf abreißen. Ich glaube, er ist scharf auf die Bartlett.«

»Dann werde ich hineingehen und hören, was sie zu erzählen hat. Ist ihr Mann zu Hause?«

»Nein. Offensichtlich arbeitet er noch. Sie ist mit ihrer Tochter und ihrem Rechtsanwalt allein.«

Sie waren in der Küche. Maguire, klein, adrett und sehr besorgt, ließ mich eintreten. Marge Bartlett, die einen grünen Hosenanzug aus Seidenkrepp und eine weiße Bluse mit

Rüschen trug, lehnte an der Bar, in der Hand drehte sie ein Highball-Glas. Sie war sorgfältig geschminkt. Am Eßtisch saß dasselbe junge Mädchen, das ich bei meinem ersten Besuch im Bikini zum Swimmingpool hatte gehen sehen. Offensichtlich die Tochter der Bartletts. Sie aß Makkaroni und Käse und trank aus einer Dose Mineralwasser dazu. Sie war zierlich, hatte ein feingeschnittenes, ruhiges Gesicht. Ihr schwarzes Haar war lang und glatt. Sie trug ein ausgeblichenes, gelbes T-Shirt, auf dessen Vorderseite in schwarzen Buchstaben ›Make Love Not War‹ aufgebügelt war. Der Neufundländer saß neben ihrem Stuhl auf dem Fußboden und beobachtete jeden Bissen, den sie in den Mund schob.

»Spenser, wo haben Sie gesteckt?« fragte mich Marge Bartlett.

»Das haben Sie mich schon einmal gefragt«, antwortete ich.

Maguire schaltete sich ein. »Ein Glück, daß Sie hier sind, Spenser.«

»Ich bin bedroht worden«, sagte Marge Bartlett. »Sie sagten, sie…« Sie sah zu ihrer Tochter hinüber. »Dolly, warum ißt du nicht endlich dein Abendessen auf und gehst ins Wohnzimmer fernsehen?«

»Aber Ma… Ich weiß doch, was sie gesagt haben. Ich habe gehört, was du Mr. Trask erzählt hast.« Sie trank einen Schluck Mineralwasser.

»Nun, das hättest du nicht tun sollen. So etwas ist noch nichts für deine Ohren.«

»Aber Ma!«

»Was ist denn nun geschehen, Mrs. Bartlett?« fragte ich ungeduldig.

»Sie riefen gegen Mittag an«, antwortete sie.

»Haben Sie es auf Band genommen?«

Maguire antwortete für sie. »Nein. Heute morgen hat man die Mitschneideanlage abgebaut.«

»Also erzählen Sie mir möglichst wörtlich, was sie gesagt haben.«

»Gibt es eine Nachspeise, Ma?« fragte Dolly.

»Ich weiß nicht. Schau selbst im Schrank nach und unterbrich nicht immer.« Sie wandte sich mir zu. »Der Anruf kam gegen Mittag. Ich war in meinem Arbeitszimmer und studierte meine Rolle. Wir führen nämlich *Othello* in der Stadt auf, und ich spiele die Desdemona. Als das Telefon klingelte, nahm ich es ab, weil ich hoffte, etwas von Kevin zu erfahren. Eine Mädchenstimme sagte: ›Wir haben Kevin, und jetzt rechnen wir mit Ihnen ab. Wir werden Sie in Ihre geile… schießen‹ – sie gebrauchte ein häßliches Schimpfwort für den weiblichen Genitalbereich. Sie verstehen, was ich meine.« Sie schaute zu ihrer Tochter hinüber.

»Ja, ich verstehe«, sagte ich. »Noch etwas?«

»Nein. Das war alles. Dann hängte sie ein. Warum hat sie das nur gesagt?«

Ich zuckte die Achseln. Dolly Bartlett holte sich ein Päckchen Erdnußbutterkekse aus dem Speiseschrank und noch eine Dose Mineralwasser aus dem Kühlschrank. Sie setzte sich mit ihren Schätzen an den Tisch.

»Und Sie haben die Stimme nicht wiedererkannt?«

»Nein.«

Maguire mixte einen neuen Drink und reichte ihn Marge Bartlett.

»Sie sagten, es war eine Mädchenstimme. Wie alt mag das Mädchen gewesen sein?«

»Ein Teenager. Es war noch keine Frauenstimme.«

»Ma, warum gibt es bei uns nur immer Mineralwasser und keine Cola?« fragte Dolly Bartlett.

»Zum Teufel, Dolly, wirst du mich wohl nicht ständig unterbrechen? Verstehst du nicht, daß ich jetzt andere Sorgen habe? Das Mineralwasser hat keine Kalorien, deshalb trinken

wir es. Jetzt laß mich endlich in Frieden. Macht es dir denn gar nichts aus, daß ich in großer Gefahr bin?« In ihren Augen standen Tränen, und ihre Unterlippe zitterte. »Gott strafe dich«, rief sie und eilte hastig aus der Küche.

»Aber Marge«, rief Maguire, rollte in gespielter Verzweiflung die Augen und rannte ihr nach. Dolly Bartlett ließ sich nicht stören und aß ihre Erdnußbutterkekse.

»Ich heiße Spenser«, stellte ich mich dem Mädchen vor. »Du bist vermutlich Dolly.«

»Ja«, antwortete sie. »Eigentlich heiße ich ja Dalilah. Ist das nicht ein gräßlicher Name?«

»Ja«, gab ich ihr recht, Dalilah passe nicht zu ihr.

»Möchten Sie einen Keks?«

Ich nahm einen. »Danke.«

»Bitte. Möchten Sie auch eine Dose Mineralwasser?«

»Nein, danke.« Der Keks schmeckte eigenartig.

»Sie hat Sie belogen«, sagte Dolly.

»Deine Mutter?«

»Ja.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe den Anruf oben am Zweitapparat mitgehört. Wenn ich vor ihr abhebe, merkt sie es nicht. Sie ist ziemlich dumm.«

»Was sagte das Mädchen am Telefon?«

»Sie sagte, sie wollten meine Mutter strafen, weil sie mit sämtlichen Männern in der Stadt schläft.« Sie bot Punkin einen Keks an. Er schnüffelte an dem Gebäck, nahm es aber nicht. Dafür stieg er in meiner Achtung. »Dann sagte das Mädchen das von jenem Körperteil. Ist das nicht stark?«

»Stark«, wiederholte ich bekräftigend.

»Verpetzen Sie mich aber nicht bei meiner Mutter.«

»Nein. Sagte das Mädchen noch etwas?«

»Nein.«

»Glaubst du, daß das, was da über deine Mutter gesagt wurde, wahr ist?«

»Na klar. Das weiß doch jeder, außer meinem Vater vielleicht. Sie schläft mit jedem, auch mit Mr. Trask.«

Ich hätte zu gern gewußt, mit wem sie noch schlief, aber ich konnte mich nicht überwinden, sie danach zu fragen. »Macht es dir etwas aus?« fragte ich statt dessen.

»Natürlich, aber man gewöhnt sich daran, verstehen Sie?«

»Ja.«

»Kevin hat der Gedanke halb verrückt gemacht. Ich glaube, er hat sich nie so damit abgefunden wie ich.«

»Für Jungen ist es auch schwerer.«

Ihre Mutter kam mit geröteten Augen, aber frischem Makeup mit Maguire zurück. Hatte sie auch mit ihm schon geschlafen, wie mit Trask?

Marge Bartlett wandte sich an ihre Tochter. »Dolly, laß uns allein. Bitte, Darling.« Sie gab ihrer Tochter einen Kuß auf die Stirn. Dolly nahm das Kekspäckchen. »Komm, Punkin«, sagte sie, und der Hund trottete mit ihr hinaus aus der Küche.

»Nun, Mr. Spenser, haben Sie auch meine Dolly kennengelernt. Haben Sie sich nett mit ihr unterhalten?«

»Ja.«

»Das ist fein. Polizeichef Trask hat mir einen Polizeibeamten zum Schutz dagelassen, aber ich fühle mich sicherer, wenn auch Sie bleiben.«

Earl Maguire fügte hinzu: »Wir werden es Ihnen extra honorieren. Mrs. Bartlett hat bereits mit ihrem Mann gesprochen, und Rog hat ein weiteres Honorar für Sie genehmigt.«

»Was kann ich mehr tun als die Polizei?«

»Sie können mich überallhin begleiten und mich beschützen, beim Einkaufen, bei den Proben und hier im Haus.«

»Wir wollen Sie als Leibwächter engagieren«, sagte Maguire.

»Wenn ich Sie bewache, kann ich aber nicht nach Ihrem Jungen suchen«, gab ich zu bedenken.

»Ach, tun Sie es bitte. Nur eine kleine Weile.«

»Einverstanden. Aber ich muß noch einmal heimfahren und ein paar Sachen holen. Marsh wird einstweilen auf Sie aufpassen. Bleiben Sie im Haus, bis ich wieder zurück bin. Vielleicht hat sich jemand mit dem Anruf nur einen bösen Scherz erlaubt, vielleicht kam er gar nicht von den Entführern.«

12

Einer der Vorteile des Alleinlebens ist, daß sich keiner darum kümmert, ob man zu Hause ist oder nicht. Allerdings ist es auch gleichzeitig ein Nachteil. Ich fuhr also nach Hause, packte meinen Koffer und war nach anderthalb Stunden wieder bei den Bartletts in Smithfield.

Roger Bartlett war inzwischen zu Hause und brachte mich in einem hübschen Zimmer im ersten Stock unter. Der Raum war groß und freundlich, die Kiefernholzverschalung der Wände war eisblau gebeizt. Die Fußbodendielen waren naturholzfarben, ebenso der Hochschrank mit seinen Lamellenfalttüren. An der Stirnwand des breiten Betts war ein Regal. Das Bett selbst war mit einer bunten Häkeldecke abgedeckt. Außerdem gab es in dem Zimmer einen Sekretär aus Kiefernholz und einen blau- und goldlackierten Schaukelstuhl mit geflochtenem Sitz. Auf dem Fußboden lag ein rotblauer Teppich. Die Vorhänge waren blau und rot mit Revolutionskriegsmotiven bedruckt. Sehr geschmackvoll.

»Haben Sie schon Abendbrot gegessen?« fragte Roger Bartlett.

»Nein.«

»Ich auch nicht. Kommen Sie mit in die Küche. Ich richte uns etwas her. Schließlich muß man essen, wenn man leben will, nicht wahr?« Ich nickte zustimmend und folgte ihm in die Küche.

Ein tragbares Fernsehgerät stand jetzt auf der Bar. Während Bartlett mir eine Dose Bier reichte und das Abendbrot herrichtete, sah ich ohne viel Begeisterung die Sportsendung, die gerade lief.

»Was halten Sie von der Geschichte, Spenser? Ich meine von dem Anruf. Was soll das?« fragte mich Bartlett und schnitt eine Putenbrust in Scheiben. »Wem habe ich jemals etwas angetan?«

»Das wollte ich Sie gerade fragen«, antwortete ich.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich habe das Gefühl, daß hier Rache im Spiel ist. Es handelt sich keineswegs um eine Routineentführung. Es ist so viel Seltsames geschehen – der eigenartige Erpresserbrief, der erste Telefonanruf, die Geschichte mit dem Sarg… Die Entführer haben sich viel Arbeit gemacht. Und auch der letzte Anruf scheint darauf hinzudeuten, daß es Leute sein müssen, die Sie oder Ihre Frau nicht sonderlich mögen.«

»Aber wer…« Marge Bartlett kam herein, in der Hand ihr Highball-Glas. Sie hatte sich wohl inzwischen frisch gemacht, ihr Haar gekämmt, Augen-Make-up und Lippenstift erneuert. Sie hielt das leere Glas ihrem Mann hin. »Gib mir noch einen«, sagte sie und kicherte. »Oder haben wir inzwischen Prohibition?«

»Warum beruhigst du dich nicht ein wenig, Marge?« fragte Bartlett. Er nahm das Glas.

»Beruhigen, beruhigen. Das ist alles, was du sagen kannst. Ich genieße das Leben in vollen Zügen, will jung sterben und eine schöne Leiche sein. Basta.« Sie drehte eine Pirouette und stieß dabei gegen die Bar. »Deine Devise ist ›immer hübsch langsam‹, Roger. Du lebst ja nur auf Sparflamme.«

Bartlett schenkte ihr einen Drink ein.

»Essen Sie Mayonnaise?« fragte er mich.

»Bitte«, sagte ich.

Er stellte eine Platte mit Putenbrustscheiben, einen Topf Mayonnaise, verschiedene fertige Salate in Gläsern und einen Laib Brot auf den Tisch. »Bitte bedienen Sie sich«, lud er mich ein.

»Mein Gott, Roger«, stöhnte Marge Bartlett. »Bewirtest du so einen Gast? Keine Teller? Keine Servietten? Keinen frischen Salat? Und für das Bier hätten wir die hübschen Krüge, die Dolly und ich dir geschenkt haben.«

»Auf jeden Fall ist es nahrhafter als das, was du ihm vorsetzt«, erwiderte Bartlett, »oder auch mir.«

»Ja, natürlich. Vielleicht erwartest du, daß ich ein ganzes Menü koche, wenn mein Leben bedroht ist. Ich hätte dir wohl ein Essen im Herd bereithalten sollen, obwohl du es nicht einmal für nötig befunden hast, heimzukommen, um mich zu beschützen.«

»Noch mehr Leibwächter?« fragte ihr Mann, und ich fühlte, daß ich, um einen größeren Ehekrach zu verhindern, jetzt sehr schnell eingreifen mußte.

»Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen Ihrer Bedrohung und Kevins Entführung?« fragte ich, um sie abzulenken.

»Jemand will uns schaden«, sagte sie und blickte düster vor sich hin.

»Wer sollte uns schaden wollen?« fragte Bartlett. »Wir haben keine Feinde.«

»Auch im Geschäft nicht? Vielleicht eine Konkurrenzfirma oder irgend jemand, den Sie gefeuert haben?«

Er schüttelte den Kopf. Seine Frau bemerkte spitz: »Das ist nicht seine Art. Nein, so etwas tut der gute Rog nicht. Ihn kann jeder leiden. Alle haben Mitleid mit ihm, daß er mit einer Hexe verheiratet ist. Aber ich kenne diesen Hundesohn besser.«

»Wie steht es mit Ihnen?« fragte ich sie. »Kann Sie jemand so hassen, daß er das Ganze Ihretwegen inszeniert hat? Ein verschmähter Liebhaber vielleicht oder ein Jugendfreund?«

»Nein«, fauchte sie wütend und schüttelte energisch den Kopf. »Natürlich nicht.«

»Aber es muß jemanden geben«, bohrte ich hartnäckig weiter. Da sagte sie mit schwerer, belegter Stimme: »Kevin.«

»Marge, um Himmels willen«, rief Bartlett entsetzt.

»Es ist aber die Wahrheit«, sagte sie. »Der kleine Scheißkerl haßt uns.«

»Marge! Sag nichts gegen meinen Jungen. Er hat sich bestimmt nicht selbst entführt.«

»Der kleine Scheißkerl«, murmelte sie.

»Sie ist betrunken, Spenser. Ich werde sie ins Bett bringen«, sagte Bartlett und nahm ihren Arm. Sie wehrte sich. »Scheißkerl!« Dann kicherte sie. »Er ist ein kleiner Scheißkerl, und du bist ein großer.« Sie setzte sich auf den Fußboden und kicherte. Ich stand auf.

»Brauchen Sie meine Hilfe?« fragte ich Roger Bartlett.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. So führt sie sich öfter auf.«

»Gut. Dann gehe ich jetzt schlafen. Vielen Dank für das Essen.« Als ich die Küche verließ, um in mein Zimmer zu gehen, huschte Dolly Bartlett vor mir die Treppe hinauf. Angenehme Träume, Dolly!

13

Am nächsten Morgen kam Kevins Meerschweinchen. Ich saß noch am Frühstückstisch und las den *Globe,* als Marge Bartlett plötzlich in der Diele aufkreischte. Als ich bei ihr war, hielt sie mir einen offenen Schuhkarton entgegen. Ich nahm ihn ihr ab. Ein totes Meerschweinchen lag in dem Karton, die kurzen Beine steif nach oben gestreckt. Ich blickte vor die Tür. Ein junger Polizist, den ich nicht kannte, kam um die Hausecke gerannt, die Maschinenpistole im Anschlag.

»Alles in Ordnung«, sagte ich. Marge Bartlett schluchzte und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Der Polizeibeamte warf einen Blick in die Schachtel. »O Gott«, entfuhr es ihm.

»Es kam mit der Post«, erklärte ich. »Ich nehme an, daß es dasselbe Meerschweinchen ist, das der Junge mitgenommen hat.«

Marge Bartlett hörte auf zu schluchzen und nickte, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen. »Ich werde Trask benachrichtigen«, sagte der Polizist und kehrte zu seinem Wagen zurück. Ich ging mit der Schachtel in die Küche, setzte mich an den Tisch und betrachtete den Inhalt. Wie lange ich das tote Meerschweinchen auch anstarrte, ich konnte nicht ergründen, was seinem Leben ein Ende gesetzt hatte. Auf der Schachtel war der Name der Firma Thom McAn aufgedruckt, und auch das braune Packpapier war nichts Besonderes. Das Päckchen war in Boston aufgegeben worden und an Mrs. Margery Bartlett adressiert. Einen Absender gab es nicht. Die Kerle sind zu gerissen für mich, dachte ich.

»Was soll das bedeuten, Spenser?« fragte mich Marge Bartlett.

»Ich weiß es nicht. Aber es paßt zu dem, was bisher vorgefallen ist. Ich nehme an, daß das Meerschweinchen gestorben ist und daß jemand seinen Spaß daran fand, es Ihnen zu schicken. Es sieht jedenfalls nicht so aus, als hätte man das Tier getötet. Das kann bedeuten, daß es Kevin gut geht.«

»Warum?«

»Mörder pflegen sich im allgemeinen nicht um Meerschweinchen zu kümmern, nicht wahr?«

Sie nickte. Ich hörte ein Auto über den Kies der Auffahrt kommen und scharf bremsen. Ich tippte sofort auf Trask und hatte recht mit meiner Vermutung. Er kam herein, ohne anzuklopfen.

»Oh, George«, wandte sich Marge Bartlett an ihn. »Ich halte es nicht mehr aus.«

Er ging zu ihr und legte einen Arm um ihre Schulter. »Marge, wir bemühen uns, so gut wir können, Tag und Nacht.« Er sah mich an. »Wo ist das Beweisstück?« fragte er scharf.

Ich zeigte auf die Schachtel, die noch immer auf dem Tisch stand.

»Haben Sie schon daran herumgefummelt?«

»Nein, Chief, im Gegenteil. Ich habe es nur gründlich angeschaut. Wieder so ein makabrer Scherz.«

»Treten Sie zur Seite«, befahl er mir und nahm die Schachtel auf. Er sah das Meerschweinchen an und schüttelte den Kopf. »Die idiotischste Geschichte, die ich je erlebt habe. He, Silveria«, rief er dem jungen Polizisten zu, der sofort zur Hintertür gerannt kam. »Bringen Sie die Schachtel zur Polizeiwache. Ich werde sie später dort untersuchen. Und schicken Sie Marsh her zur Ablösung.«

Silveria ging. Trask holte Kugelschreiber und Notizbuch aus seiner Hemdtasche. »Also, Marge, jetzt erzähl’ mir alles. Wann kam das Päckchen an?«

Ich fühlte, daß ich überflüssig war, entschuldigte mich, verließ die Küche durch die Hintertür und trat ins Freie. Ein sonniger Septembermorgen empfing mich. Am liebsten wäre ich nackt in den Swimmingpool gesprungen. Ich sah mich um und stellte fest, daß ich allein war. Eine rote Prachtmeise flog vom Apfelbaum über den Rasen zum Schuppen und verschwand in einer Öffnung über der Tür.

Ich ging zum Schuppen hinüber und sah hinein. Der übliche Krimskrams. Gartengeräte, ausgediente Fahrräder, Schneeketten und Gartenmöbel. Rechts führte eine Holztreppe ins Obergeschoß. Auf der untersten Stufe saß Dolly Bartlett, im Ohr einen Stöpsel, dessen Schnur zu einem Transistorradio führte, das sie in der Hand hielt. Sie aß Kartoffelchips. Neben ihr saß der Hund. Er ließ die Zunge heraushängen und keuchte.

»Guten Morgen«, sagte ich.

»Hallo.« Sie hielt mir die Tüte mit den Kartoffelchips entgegen. Ich bediente mich. Die Chips schmeckten jedenfalls besser als die Erdnußbutterkekse, die sie mir das letztemal angeboten hatte.

»Schon gefrühstückt?« fragte ich sie.

Sie schüttelte den Kopf und zeigte auf die Chips.

»Das ist wenig. Vielleicht solltest du die Tüte gleich mitessen.«

Sie kicherte. »Ich denke nicht daran.«

»Da hast du auch wieder recht. Tüten haben keinen Nährwert. Als ich ein kleiner Junge war…«

Sie schnitt eine Grimasse und streckte mir die Zunge raus. Offensichtlich legte sie keinen Wert auf die Schilderung meiner Kindheitserlebnisse.

»Wollen Sie Kevins Versteck sehen?« fragte sie, ohne den Knopf aus dem Ohr zu nehmen.

»Gern«, antwortete ich.

»Kommen Sie mit.« Sie stieg die Treppe hinauf. Punkin und ich folgten ihr.

Das Obergeschoß der Scheune war offensichtlich nie ganz fertiggestellt worden. Die Balken waren unverkleidet, die Dielenbretter noch nicht verlegt. Nur an einem Ende hatte man einen kleinen Raum schon ausgebaut. Über Bretter und Handwerkszeug steigend, folgte ich Dolly in eine kleine Kammer, in der eine Schiffstruhe und ein Gartenstuhl standen. Die Truhe war mit einem Vorhängeschloß abgesperrt. Auf dem Fußboden lag ein Teppichbodenrest, der jedoch nicht ganz reichte. Vom Fenster blickte man auf den Swimmingpool und den hinteren Teil des Gartens. An der Decke hing eine Porzellanfassung mit einer Glühbirne, daneben eine Schnur, offensichtlich um das Licht anzuknipsen.

»Was ist in der Truhe?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht. Die ist immer abgeschlossen. Kevin hat mich nie hier hereingelassen.«

»Kennen deine Eltern dieses Versteck?«

»Das bezweifle ich. Mein Vater hat seit dem letzten Sommer nicht mehr an dem Ausbau gearbeitet, und meine Mutter war noch nie hier oben. Sie hat zwar einmal gesagt, daß Vater ihr hier ein Studio ausbauen soll, aber selbst ist sie nie hier gewesen. Nur Kevin und ich. Aber wenn Kevin da ist, darf ich nicht herein. Er wirft mich immer raus.«

»Warum erzählst du mir das?«

Sie zuckte die Achseln. »Schließlich sind Sie Detektiv.«

Ich nickte. Wie schön, daß sie mich daran erinnerte. Ich selbst hatte schon gewisse Zweifel.

»Kommst du mit Kevin gut aus?« fragte ich.

»Manchmal benimmt er sich unheimlich. Aber meist ist er ganz in Ordnung.«

»Also, Dolly, ich werde jetzt die Truhe aufbrechen. Vielleicht ist nichts Besonderes drin, aber vielleicht finde ich etwas, das uns weiterhilft.«

»Kevin wird vor Wut toben.«

»Ich werde ihm nicht erzählen, daß du dabei warst.«

»Einverstanden.«

Unter den Werkzeugen fand ich ein Brecheisen, mit dem ich die Truhe aufbrach. An der Innenseite des Deckels war ein großes Glanzfoto mit Klebestreifen befestigt: Vic Harroway in Body-Building-Pose. In der Truhe lagen mehrere Exemplare einer Body-Building-Zeitschrift, eine Sammelmappe mit Ausschnitten aus Zeitschriften, ein Paar Handfedern, die man zusammendrücken muß, um die Handmuskeln zu trainieren, und zwei Dreißig-Pfund-Hanteln.

Dolly schüttelte sich. »Stark«, sagte sie.

»Was?« fragte ich.

»Der Kerl auf dem Bild.«

»Kennst du ihn?« fragte ich.

»Nein.«

Ich setzte mich auf den Gartenstuhl und nahm die erste Zeitschrift vom Stapel.

»Wollen Sie die alle lesen?« fragte sie.

»Ja.«

»Gräßliches Zeug.«

»Vielleicht finde ich hier Anhaltspunkte für das Rätsel um Kevins Verschwinden.«

»Werden Sie es weitersagen?«

Ich wußte, was sie meinte. Kevin hatte aus irgendwelchen Gründen seinen Body-Building-Kult vor den Eltern geheimgehalten.

»Nein«, sagte ich. »Du?«

»Nein.«

Ich schlug die Zeitschrift auf. Auf der Innenseite des Umschlags und der ersten Seite war eine zweiseitige Reklame für eine spezielle, eiweißreiche Fertignahrung mit einigen Fotos von Leuten, die das Zeug angeblich aßen. Ich blätterte weiter und fand Reklame für Ratgeberbücher und verschiedene Spezialausrüstungen für das Krafttraining. Auf Seite 39 war ein sepiafarbenes Bild von Vic Harroway. Er war mit einer winzigen Badehose bekleidet und stand am Meer auf einem kleinen Felsen, gegen den die Brandung schlug. Sein rechter Arm war angewinkelt, um seinen Bizeps ins rechte Licht zu rücken. Seine linke Hand lag im Nacken. Er stand leicht vorgeneigt, das rechte Knie war gebeugt, das linke Bein nach hinten gestreckt, wobei die Zehen kaum den Boden berührten. Die Sonne schien ihm ins Gesicht. Seine Augen waren auf ein fernes Ziel jenseits der Kamera gerichtet. Schönheit ist auch ein Daseinsgrund, für Vic Harroway der einzige, konnte man annehmen. Die Überschrift lautete: »Vic Harroway, Mr. Nordost-Amerika, verbindet Schwergewichtstraining mit Yoga.« Ich las die Geschichte, einen schwülstigen Lobpreis der abgebildeten Männlichkeit.

Während ich las, saß Dolly mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt auf dem Fußboden, die Beine angezogen, und hörte Radio.

Ich blätterte Zeitschrift für Zeitschrift durch. Die ältesten waren fünf Jahre alt, und in jedem Heft stand eine Geschichte über Vic Harroway. Ich erfuhr etwas über Vics Training, über seine Ernährung und seine spezielle Technik, Muskelpakete zu züchten. Über seine Einstellung zu Entführungen und Erpressung erfuhr ich nichts.

Ich blätterte in dem Sammelalbum. Hier fand ich Ausschnitte von Vic Harroways größten Wettbewerbserfolgen, Vic als Fotomodell in der Werbung und Vic als Star in seiner Schulfußballmannschaft vor fünfzehn Jahren; Schnappschüsse

von Vic allein und einen mit Kevin. Vic hatte einen Arm um Kevins Schulter gelegt. Er lächelte, während Kevin sehr ernst aussah.

»Trainierte Kevin mit Gewichten?« fragte ich Dolly.

»Nein. Er wollte mal welche kaufen, aber meine Mutter erlaubte es ihm nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß nicht. Sie sagte, er würde davon so scheußlich muskulös werden.«

Ich nickte.

»Sie haben sich fürchterlich gezankt deswegen.«

Ich nahm das Foto von der Innenseite des Deckels an mich, legte die Zeitschriften und die Sammelmappe in die Truhe zurück und ließ den Deckel zufallen. Dann gingen Dolly, der Hund und ich als letzter wieder hinunter. Vor der Scheune trafen wir Marge Bartlett. Sie hatte einen blaß-violetten Hosenanzug mit glockenförmig geschnittenen Beinen an und trug Schuhe mit abgerundeten Kappen. Eine große Leinentasche hing von ihrer Schulter herab. Sie hatte weißen Lippenstift aufgetragen, und ihre Fingernägel waren lavendelfarben lackiert.

»Beeil' dich, Dolly. Wir müssen zu Tante Betty fahren. Hüpf ins Auto.«

»Aber Ma, ich mag dort nicht wieder hin.«

»Los jetzt, keine Widerrede. Steig ein. Ich muß noch sehr viele Einkäufe erledigen. Heute abend ist die Party, und ich möchte dich hier nicht im Weg haben. Du weißt, wie nervös ich bin, wenn ich eine große Party gebe. Und während ich einkaufe, kannst du nicht allein zu Hause bleiben. Das ist zu gefährlich.«

»Laß mich doch hier mit Mr. Spenser.«

Marge Bartlett schüttelte den Kopf. »Das kommt gar nicht in Frage. Mr. Spenser ist mein Leibwächter und wird mich beim

Einkaufen begleiten.« Sie klatschte energisch in die Hände. »Los, ins Auto.«

Dolly kletterte auf den Rücksitz des roten Mustang. Marge Bartlett setzte sich ans Steuer, und ich nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Der Hund stand mit angelegten Ohren vor dem Auto und ließ uns nicht aus den Augen.

»Kann ich nicht wenigstens Punkin mitnehmen?« fragte Dolly.

»Auf keinen Fall. Erstens mag ich nicht, daß er mein Auto verdreckt, und zweitens kann Tante Betty keine Hunde ausstehen.«

»Punkin ist aber gar nicht schmutzig.«

Der Beamte von der Polizei in Smithfield steckte den Kopf aus seinem Wagenfenster. »Wo fahren Sie hin?«

»Zum Einkaufen. Mr. Spenser begleitet mich. Wir werden fast den ganzen Tag unterwegs sein.«

»Du meine Güte«, stöhnte ich. »Den ganzen Tag.«

Der Polizist nickte. »In Ordnung, Mrs. Bartlett. Dann fahre ich jetzt weg. Sie melden sich, sobald Sie wieder zurück sind, damit Ihnen der Chef wieder jemanden schickt.«

Er ließ den Motor an, und der Polizeiwagen setzte sich in Bewegung. Wir folgten ihm. Er bog links ab, wir rechts.

14

Das nächste größere Einkaufszentrum lag in Peabody, nördlich der Schnellstraße 128. Es war ein großes rotes Backsteingebäude und bot Parkmöglichkeiten für 8000 Autos. Marge Bartlett gab hier in drei Stunden 375 Dollar für Kleidung aus. Ich überwachte sie bei ihren Einkäufen, nickte zustimmend, wenn sie mich um meine Meinung fragte, und versuchte, nicht wie ein Perverser auszusehen, wenn ich vor den Damenumkleidekabinen auf sie wartete. Ich war froh, daß ich nicht meinen weißen Regenmantel angezogen hatte. Die Damen vom Lande bewiesen in ihrer Kleidung viel Geschmack, stellte ich fest.

Um Viertel vor zwei waren wir wieder in Smithfield. Im Haus war es ruhig. Roger Bartlett arbeitete samstags, und Dolly hatten wir bei Tante Betty abgeliefert. Punkin lag träge unter einem Busch in der Nähe der Hintertür. Marge Bartlett öffnete die Tür und hielt sie mir auf, als ich die Tragetaschen ins Haus schleppte. Der Hund war aufgestanden und folgte uns.

»Stellen Sie die Taschen auf die Couch im Wohnzimmer«, sagte Marge Bartlett. »Ich rufe inzwischen den Party-Service an.«

Auf dem Teppich im Wohnzimmer lag eine Leiche, das Gesicht nach unten, den Kopf in seltsamem Winkel abgeknickt. Ich ließ die Tragetaschen fallen und ging mit gezückter Pistole in die Küche zurück.

Marge Bartlett telefonierte, dabei wandte sie mir den Rücken zu. Sonst sah ich niemanden. Der Hund hatte sich unter dem Eßtisch ausgestreckt. Ich ging wieder ins Wohnzimmer, blieb

neben der Leiche stehen und lauschte. Außer Marge Bartlett, die aufgeregt am Telefon über irgendeinen Salat diskutierte, hörte ich keinen Laut.

Ich steckte die Pistole wieder ins Halfter, bückte mich zu dem Toten hinunter und betrachtete sein Gesicht. Es war Earl Maguire. Ich hob eine seiner Hände hoch und bewegte den Zeigefinger. Er war kalt und schon ein wenig steif. Ich ließ die Hand wieder fallen und sah mich im Zimmer um. Neben Maguires ausgestrecktem Arm lag ein Feuerhaken. Ein abstraktes Ölgemälde lag auf dem Boden in der Nähe der Wand, wo ein Bilderhaken darauf hindeutete, wo es vorher gehangen hatte.

Ich sah mir den Feuerhaken an, ohne ihn zu berühren. Es waren keine Blutspuren darauf. Ich stand auf und ging zur Vordertür. Sie war verschlossen, ebenso wie die Hintertür verschlossen gewesen war, die Marge Bartlett mit dem Schlüssel geöffnet hatte. Beide Türen waren unbeschädigt.

Ich hörte, daß Marge Bartlett ihr Telefongespräch beendete, und rannte in die Küche.

»Bleiben Sie hier«, sagte ich.

»Warum?«

»Earl Maguire liegt tot in Ihrem Wohnzimmer.«

»Mein Gott. In sechs Stunden beginnt die Party.«

»Ein unvorsichtiger Lümmel, wie?«

Sie öffnete den Mund, preßte dann beide Hände fest dagegen, um nicht zu schreien. »Setzen Sie sich«, sagte ich und drückte sie auf einen Stuhl. Sie behielt die Hände gegen den Mund gepreßt und starrte mich mit aufgerissenen Augen an, während ich die Polizei anrief. Als ich sagte, daß Maguires Genick gebrochen sei, hörte ich einen unterdrückten Schrei.

Fünf Minuten später war Trask da. Er brachte einen dicken, gemütlichen, alten Arzt mit, der sich umständlich neben Maguire hinkniete und ihn untersuchte.

»Wann ist der Tod eingetreten?« fragte Trask. Er hatte sein Notizbuch herausgenommen und hielt einen dicken, gelben Kugelschreiber in der Hand.

Der Arzt schnaufte vor Anstrengung, die sogar das Hinknien für ihn zu bedeuten schien. »Bevor wir ankamen«, sagte er.

Trask wurde rot vor Zorn. »Das weiß ich. Aber wie lange vorher?«

»Woher soll ich das wissen, George? Ich weiß nicht einmal, woran er starb. Sein Genick ist gebrochen.« Der Arzt nahm Maguires Kopf in beide Hände und bewegte ihn nach vorn und nach hinten. Ein dunkler Striemen verlief vom Ohr bis zum Mundwinkel. »Ja, sein Genick ist gebrochen.«

»Wann haben Sie ihn gefunden, Spenser?« fragte Trask mich, da er mit dem Arzt offensichtlich nicht weiterkam.

»Viertel vor zwei.«

»Genau um Viertel vor zwei?«

»Ziemlich.«

»Was soll das heißen? Können Sie sich nicht genauer ausdrücken? Ich will den genauen Zeitpunkt wissen. Das könnte von großer Bedeutung sein«, brüllte er mich an.

»Nur im Film, Trask.«

Trask sah an mir vorbei und rief plötzlich sehr freundlich: »Hallo, Lieutenant.« Ich drehte mich um. Es war Healy. Er hatte denselben Strohhut in der Hand wie bei unserer letzten Begegnung. Außerdem trug er einen grauen Tweedsakko mit roten Karos, graue Hose, weißes Hemd mit durchgeknöpften Kragenspitzen und eine schmale schwarze Strickkrawatte.

»Schlimm«, sagte er, ohne die Hand aus der Tasche zu nehmen.

»Das ist Dr. Woodson, Lieutenant. Er sagte gerade, daß Maguire an gebrochenem Genick gestorben ist.«

»Das habe ich nicht gesagt, George. Sein Genick ist gebrochen, das stimmt. Aber ich habe nicht gesagt, daß er daran gestorben ist.«

Healy wandte sich an den Arzt. »Wann können Sie mir einen genauen Obduktionsbefund geben, Dr. Woodson?«

»Wenn wir ihn sofort ins Union Hospital schaffen lassen, etwa gegen abend.« Er sah mich an. »Geben Sie mir die Hand, junger Mann, damit ich aufstehen kann.« Ich half ihm. Das Aufstehen strengte ihn so an, daß ihm Schweißperlen auf die Stirn traten.

»Wer fand die Leiche?« fragte Healy.

Trask zeigte auf mich. »Spenser«, sagte er in einem Ton, als wünschte er, *ich* wäre die Leiche.

»Erzählen Sie«, forderte er mich auf, während er sich neben Maguire hinhockte und ihn genau betrachtete. »Die Türen waren alle verschlossen, als Sie ankamen?«

»Ja, beide. Ich habe es überprüft.«

»Sehen wir noch einmal nach«, sagte Healy und stand auf. Wir gingen zur vorderen Tür. Healy überzeugte sich, daß sie ordnungsgemäß verschlossen war und sich ohne Schlüssel nicht öffnen ließ. Dann gingen wir ums Haus und stellten fest, daß auch die Fenster unbeschädigt waren. Die Fensterflügel waren entweder verschlossen, oder dort, wo sie offenstanden, mit einbruchsicheren Alu-Jalousien gegen Eindringlinge geschützt. Nirgends fanden wir Spuren einer Gewaltanwendung.

Wir gingen ins Wohnzimmer zurück, wo Beamte der Polizei von Smithfield inzwischen die Leiche fotografiert und die Fundstelle vermessen hatten. Maguire hatten sie in eine schwarze Decke eingehüllt und auf eine Tragbahre gelegt. Trask sah Healy an. Healy nickte, und Trask gab seinen Leuten Anweisung, den Toten ins Union Hospital zu fahren. »Und

sagen Sie dort, daß Dr. Woodson persönlich die Obduktion besorgen wird.«

»Fehlt irgend etwas, Trask?« fragte Healy.

»Laut Mrs. Bartlett nicht. Die Tür zur Getränkebar stand offen, aber es fehlt nichts.«

Marge Bartlett saß mit zusammengepreßten Schenkeln auf der Couch.

»Was wollte Maguire in Ihrer Abwesenheit hier, Mrs. Bartlett?« fragte Healy.

»Oh, Earl ist ein guter, alter Freund und hat einen Hausschlüssel. Heute abend geben wir eine Party, und er hatte mir versprochen, die Bar aufzubauen, weil Roger arbeiten muß und erst abends heimkommt. O Gott…« Sie sah auf ihre Armbanduhr, »es ist schon nach vier. Die Gäste kommen in dreieinhalb Stunden. Bis dahin muß alles fertig sein. Spenser, Sie müssen mir helfen.«

Ich nickte. Healy blieb hartnäckig. »Mrs. Bartlett, können Sie sich vorstellen, wer Mr. Maguire umgebracht haben könnte?«

»Nein. Er war Rechtsanwalt. Vielleicht hatte er Feinde.« Sie schüttelte sich. »Ich weiß es wirklich nicht, Lieutenant. Und jetzt müssen Sie mich entschuldigen. Ich muß heute abend fünfundsechzig Leute bewirten. Es ist schon sehr spät.« Sie war aufgestanden und sprach die letzten Worte, während sie in der Diele verschwand.

Healy sah ihr erstaunt nach. »Es ist der Kummer, Lieutenant«, sagte ich. »Sie möchte ihren Kummer verbergen und heroisch durchhalten.«

Healy schnaubte verächtlich. Trask schaltete sich ein. »Sie war bisher verdammt tapfer.«

»Tapfer?« wiederholte Healy ungläubig.

»Ich werde sie später vernehmen«, sagte Trask. »Wenn sie sich ein bißchen gefangen hat.«

»Bitte«, sagte Healy.

»Haben Sie schon eine Theorie, Lieutenant?« fragte Trask.

»Ich nehme an, daß jemand hier im Haus war, als Maguire dazukam und ihn überraschte. Es muß ein Kampf stattgefunden haben. Maguire griff zum Feuerhaken, aber – der andere schlug ihn nieder und brach ihm das Genick.«

»Aus der Art, wie der Teppich umgeschlagen war und die Leiche gelegen hat, schließe ich, daß der Angreifer aus dem Eßzimmer kam«, vermutete ich.

»Vielleicht«, sagte Healy.

»Aber wie gelangte er ins Haus?« fragte Trask.

»Das ist das Problem. Wenn die Haustür nicht offenstand oder irgendeine Jalousie nicht erst nachträglich heruntergelassen wurde, muß der Täter einen Schlüssel gehabt haben.«

Trask sah ihn betroffen an. »Wer soll außer der Familie einen Schlüssel gehabt haben?«

Healy schüttelte den Kopf. »Das weiß ich nicht. Aber an Ihrer Stelle würde ich das Haus bewachen lassen, Trask.«

»Ich hatte einen Mann hier«, sagte Trask. »Aber als Mrs. Bartlett mit Spenser einkaufen fuhr, habe ich ihn abgezogen. Sie sollte anrufen, wenn sie wieder zurück kam. Schließlich habe ich nur zwölf Leute.«

»Ich weiß. Sie, Spenser, bleiben hier?«

»Ja. Ich bewohne das Gästezimmer. Wenn es Sie nicht zu viel Mühe kostet, könnten Sie mich vielleicht benachrichtigen, wenn Sie die Todesursache kennen.«

»Selbstverständlich«, sagte Healy. »Stets zu Diensten. Darf ich Ihnen vielleicht auch noch das Hemd bügeln, wenn ich schon hier bin?«

Ich ging nicht darauf ein. »Ich glaube, es wird Zeit, daß ich meinen alten Goldlame-Smoking aus dem Schrank hole und mich für die Party umziehe.«

Trask und Healy sahen mich böse an. Ich wußte, wie ihnen zumute war. Mir war genauso zumute.

15

Mrs. Bartlett den Kummer vertreiben zu helfen, war mit einiger Hausarbeit verbunden. Die Leute vom Party-Service kamen etwa zwanzig Minuten, nachdem man den toten Earl Maguire weggeschafft hatte. Sie brachten zwei 2,50 m lange Tische mit und genügend Essen, um beide damit zu bedecken. Es war sehr warm, und ich zog meine Jacke aus. Der jüngere der beiden Männer vom Party-Service starrte auf meine Waffe, sagte aber nichts. Ich half, die Tische aufzustellen und die Speisen hereinzutragen.

Marge Bartlett gab mir Anweisungen, wo ich welche Speisen hinstellen und welches Besteck ich wozu auslegen sollte. Roger Bartlett kam gegen sechs Uhr heim, und noch bevor man ihm etwas von Maguires Tod erzählte, wies seine Frau ihn an, endlich die Bar aufzustellen.

Nachdem er von dem Mord in seinem Haus erfahren hatte, fluchte er und schüttelte ungläubig den Kopf, während er Flasche für Flasche auf die Bar in der Küche stellte. Um halb sieben zog sich Marge Bartlett in ihr Zimmer zurück, um sich für die Party umzukleiden, und Roger Bartlett ging hinunter in den Keller, um Soda zu holen. Ich rief Susan Silverman an. Es war Samstagabend, und wenn ich schon eine Cocktailparty auf dem Lande durchstehen mußte, dann wollte ich es wenigstens mit einem Rendezvous verbinden. Beim zweiten Klingelzeichen nahm sie ab.

»Mrs. Silverman, ich möchte Ihnen die freudige Botschaft überbringen, daß Sie im Schönheitswettbewerb von Smithfield gewonnen haben. Der erste Preis ist eine Einladung zu der

heute abend im Hause der Bartletts stattfindenden Cocktailparty.«

»Und der zweite Preis sind zwei Einladungen«, antwortete sie trocken.

»Also, Susan. Ich bin hier als Leibwächter für Mrs. Bartlett engagiert und wollte dich fragen, ob du nicht Lust hast, herzukommen.«

»Im Ernst?«

»Natürlich im Ernst.«

»Einverstanden. Was soll ich anziehen?«

»Festliche Partykluft. Es sind fünfundsechzig Leute eingeladen, großes, kaltes Büfett aufgebaut, man ißt mit Silberbesteck.«

»In Ordnung. Ich werde mich entsprechend anziehen. Holst du mich ab?«

»Nein, das geht leider nicht. Hier ist heute jemand ermordet worden, und da man Mrs. Bartlett ebenfalls bedroht hat, kann ich sie nicht verlassen. Kannst du allein kommen?«

»Wer wurde ermordet?«

»Der Rechtsanwalt der Bartletts, Earl Maguire. Ich erzähle es dir später.«

»Wann soll ich kommen?«

»Um acht.«

»Also bis später.«

Ich verabschiedete mich und hängte ein.

Bartlett kam mit einem Kasten Soda und stellte ihn neben den Kühlschrank.

»Ich werde jetzt duschen«, sagte ich zu ihm. »Schließen Sie die Türen und lassen Sie niemanden herein, bis ich wieder unten bin.« Seit dem Mord an Earl Maguire nahm auch ich die Drohung gegen Marge Bartlett ernster.

»Aber bleiben Sie nicht lange«, bat er mich. »Ich muß mich auch umziehen.«

»Zehn Minuten«, versprach ich.

»In Ordnung.«

»Übrigens habe ich gerade eine Bekannte von mir eingeladen, eine Mrs. Silverman hier von der Schule. Hoffentlich haben Sie nichts dagegen.«

»Ganz und gar nicht. Ein Mann braucht was zum Spielen, solange er nicht verheiratet ist. Und schließlich muß man fürs Vergnügen nicht unbedingt verheiratet sein, nicht wahr?«

»Natürlich nicht«, sagte ich und ging die Treppe hinauf.

Wie ich Mr. Bartlett versprochen hatte, beeilte ich mich. Vier Minuten brauchte ich im Bad und fünf Minuten zum Anziehen. Ich hatte mich für einen dunkelblauen, taillierten Zweireiher entschieden. Dazu trug ich ein blau-weiß kariertes Hemd, eine breite, rot-blau-weiß gestreifte Krawatte und schwarze Schuhe, die ich notdürftig mit einem Zellstofftuch polierte. Zum Schluß steckte ich die Pistole ins Hüfthalfter.

Um acht erschienen die ersten Gäste. Marge Bartlett war noch nicht empfangsbereit, aber ihr Mann begrüßte, wie aus dem Ei gepellt, die Gäste. Er trug ein grün-gold gemustertes Sakko, ein gelbes Hemd mit langen Kragenspitzen, eine schmale, grün-rot gemusterte Krawatte, eine braune Hose mit weiten Hosenbeinen und Schuhe mit ziemlich hohen Absätzen. Seinem Gang nach zu urteilen, saßen die Schuhe nicht bequem.

Ich stand in der Diele mit einer Dose Bier in der Hand, als Bartlett die Gäste hereinbat. Dabei vergaß er nie, mich vorzustellen. »Das ist Mr. Spenser, unser Privatdetektiv.« Ich kam mir vor wie der Preisbulle auf einer Landwirtschaftsausstellung.

Susan Silverman kam um halb neun und erregte die Neugierde der anderen Gäste, übrigens nicht nur der männlichen. Sie trug ein langes, rückenfreies Kleid, das auf weißem Untergrund mit roten und schwarzen Blumen bedruckt

war und von zwei dünnen Trägern, die im Nacken zu einer Schleife gebunden waren, gehalten wurde. Ihr schwarzes Haar glänzte wie immer, und ihre Haut war noch braun vom Sommer. Ohrringe und Fingernagellack waren diesmal rot. Ich stellte sie Bartlett vor.

»Oh«, sagte er, »sind Sie nicht von der hiesigen Oberschule?«

»Ja, ich leite die Erziehungsberatungsstelle.«

»Zu meiner Zeit waren die Psychologen weniger attraktiv. Ich könnte wetten, Spenser, daß sie in Ihrer Schule auch nicht so appetitlich aussahen.« Er lachte, und ich stimmte mit ein.

Dann erschien endlich Marge Bartlett. In der Hand hielt sie einen Scotch Whisky. Sie sah aus wie eine Reklamepuppe von Elizabeth Arden. Unter ihrem Make-up konnte man ihre Haut nur noch vermuten. Sie hatte einen bodenlangen, schwarzen Krepprock an, ein lavendelfarbenes, tiefausgeschnittenes Oberteil mit weiten Ärmeln; dazu trug sie die passenden, lavendelfarbenen Sandaletten mit hohen schwarzen Absätzen. Lidschatten über den falschen Wimpern und Nagellack an Fingern und Fußnägeln waren ebenfalls lavendelfarben. Um den Hals hatte sie eine lange schwarze Perlenkette gewunden. Die Ohrringe, die wie exotische Früchte von ihren Ohrläppchen baumelten, waren schwarz und lavendelfarben. Ihr hellblondes Haar war kunstvoll in die Stirn frisiert und zweifellos mit Spray in Form gehalten.

Einer der Neuankömmlinge war ein kleiner, rundlicher Herr mit Bürstenhaarschnitt und Schnurrbart. Marge Bartlett umarmte ihn zur Begrüßung, zog aber den Kopf zurück, als er sie küssen wollte, offensichtlich mit Rücksicht auf Make-up und Frisur.

»Vaughn, du Prachtkerl«, rief sie begeistert. »Wenn deine Frau nicht eine meiner besten Freundinnen wäre…« Dann wandte sie sich den anderen Gästen zu, die sie ins

Wohnzimmer führte. Ich folgte ihr und gab Susan ein Zeichen, mitzukommen.

»Soll ich uns einen Drink besorgen?« fragte mich Susan.

»Das wäre lieb. Ich darf die Hausherrin nicht aus den Augen lassen. Wenn du mir ein Bier mitbringen könntest…«

»Wird gemacht.«

Sie verschwand und kam nach kurzer Zeit mit einer Dose Bier und einem Scotch wieder. Mir gab sie das Bier. Marge Bartlett hatte sich indessen auf die Sofalehne gesetzt, nicht weit von der Stelle, wo Earl Maguire gelegen hatte. Sie unterhielt sich mit drei Herren, die sehr geschäftstüchtig aussahen, und nippte hin und wieder an ihrem Scotch.

»Was war hier heute los?« fragte mich Susan leise, als wir in dem Rundbogen zwischen Wohnzimmer und Diele standen.

»Irgend jemand hat dem Rechtsanwalt der Bartletts das Genick gebrochen. Ich habe ihn hier tot aufgefunden.«

»Hast du eine Vorstellung, wer es gewesen sein könnte?«

»Nein. Ich weiß weder, wer es getan hat, noch warum. Außerdem hat man Mrs. Bartlett bedroht. Sie erhielt gestern einen Telefonanruf, der genauso seltsam war wie alles übrige, was sich bisher ereignet hat. Deshalb bin ich als Leibwächter hier.«

»Und trotzdem gibt sie eine solche Party?« Susan schüttelte ungläubig den Kopf. »Ich weiß nicht, ob ich es als Mut, Besessenheit oder Wahnsinn bezeichnen soll.«

»Auf Mut würde ich zuletzt tippen.«

Marge Bartlett sagte etwas zu einem der Herren auf dem Sofa, stand auf und ging in die Küche. Ich folgte ihr. Susan wollte inzwischen einen Blick aufs Büfett werfen.

Roger Bartlett stand hinter der Bar in der Küche und mixte Drinks. Als er seine Frau sah, füllte er ein Glas mit Scotch, fügte ein Eisstückchen und einen Tropfen Wasser hinzu und reichte Marge Bartlett das Glas. Sie trank einen Schluck und

schüttelte sich. »Huch, ist das stark. Du willst mich wohl betrunken machen, um mich zu verführen«, sagte sie und kicherte albern.

»Liebste, bis ich heute ins Bett komme, schnarchst du schon wie eine Wildsau.«

»Roger!« rief sie empört und wandte sich mir zu.

»Spenser, Sie sind ein toller Mann«, sagte sie, legte den rechten Arm um mich und lehnte sich an mich. »Er ist mein Leibwächter«, sagte sie zu einer Frau mit Tränensäcken unter den Augen. »Meinen Sie nicht auch, ich sollte mich so dicht wie möglich an ihn halten, damit er mich besser bewachen kann?« Sie schmiegte sich eng an mich.

»Irgend jemand sollte auf Ihren Körper aufpassen, da haben Sie völlig recht, meine Liebe«, sagte die Frau mit den Tränensäcken.

»Sie lehnen an dem Arm, mit dem ich zu schießen pflege«, sagte ich.

»Ich könnte mich auch gegen einen anderen Körperteil lehnen, wenn Sie nett sind«, flüsterte sie mir ins Ohr.

»Er würde Ihr Gewicht nicht aushalten«, sagte ich.

»Sie sind schrecklich«, sagte sie und wandte sich einem gutaussehenden jungen Mann zu, der gerade die Küche betreten hatte.

»Sind Sie wirklich ein Leibwächter?« fragte mich die Dame mit den Tränensäcken.

»Ja.«

»Haben Sie eine Waffe?«

»Nein«, sagte ich. »Ich verfüge über eine geheimnisvolle Kraft, Leute einzunebeln, damit sie mich nicht sehen können. Das habe ich im Orient gelernt.« Sie sah mich ungläubig an, und als Susan mit zwei Tellern und Gabeln vom Büfett zurückkam und mir einen Teller reichte, verschwand sie. Marge Bartlett stand mit jenem jungen Mann am anderen Ende

der Küche. Ich hätte zu gern gewußt, welche Angebote sie ihm machte.

»Amüsierst du dich schön?« fragte Susan.

»Es geht. Jedenfalls gibt es Schlimmeres.«

Das Wandtelefon in der Küche klingelte. Eine magere Frauenstimme jammerte: »Ach du liebe Zeit, das ist bestimmt für mich. Das Baby will sicherlich nicht schlafen.« Ein großer, weißhaariger Mann mit stark gerötetem Gesicht nahm den Hörer ab. »Duffys Taverne, der Geschäftsführer persönlich am Apparat.« Er lauschte einen Moment in die Hörmuschel und fragte dann: »Ist hier jemand, der Spenser heißt?« Ich ging zu ihm und nahm ihm den Hörer aus der Hand.

»Mr. Spenser? Hier spricht Mary Riordan von der Staatspolizei. Lieutenant Healy bat mich, Ihnen auszurichten, daß die Todesursache im Fall Maguire ein Genickbruch war, der durch einen Schlag mit einem schweren Gegenstand auf die eine Gesichtshälfte herbeigeführt worden ist.«

Ich bedankte mich und hängte ein. Susan sah mich fragend an. »Es ist nichts«, beruhigte ich sie. »Healy hat mir nur das Obduktionsergebnis durchgeben lassen. Ich hatte ihn darum gebeten, aber nicht damit gerechnet, daß er es wirklich tun würde.«

»Wer ist Healy?«

»Lieutenant bei der Staatspolizei.«

Ich sah mich in der Küche um, konnte aber Marge Bartlett nirgendwo sehen. »Wo ist Mrs. Bartlett hingegangen?« fragte ich Susan.

»Das weiß ich nicht. Vor einer Minute stand sie noch dort drüben und unterhielt sich mit einem kleinen, schnauzbärtigen Dicken.«

Ich ging ins Eßzimmer, dann ins Wohnzimmer, sah sie aber nirgends. Angst stieg in mir auf. Plötzlich bemerkte ich, daß eine der Terrassentüren nur angelehnt war. Ich trat auf die

Terrasse hinaus. Da hörte ich ihre Stimme. »Nein, nein«, winselte sie. Mit einem Satz war ich bei ihr. Sie riß sich los, und ich gab dem Mann einen Kinnhaken, daß er in den nächsten Busch flog. Marge Bartlett schrie entsetzt. Als der Mann wieder aufstand, war ich bei ihm und hielt seinen rechten Arm angewinkelt auf dem Rücken fest. Mit der linken Hand packte ich den Kerl an der Gurgel und schob ihn auf die Terrasse.

Plötzlich war die Terrasse hell erleuchtet, und die anderen Gäste drängten aus dem Wohnzimmer heraus. Jetzt erkannte ich erst den Mann. Es war jener Vaughn, den Marge Bartlett so herzlich begrüßt hatte.

»Verfluchter Trick«, schimpfte er. »Sie hat mich herausgelotst. Ich habe ihr nichts getan. Erst macht sie einen heiß, und dann brüllt sie, wenn man sie anfaßt.« Sein Gesicht war zerkratzt und mit Lippenstift beschmiert. An den Kratzern war sicherlich der Busch schuld, am Lippenstift Marge Bartlett. Ihre Bluse war am Ausschnitt zerrissen, so daß man ihren schwarzen Büstenhalter sehen konnte.

»Lassen Sie ihn los, Spenser. Wir haben uns nur unterhalten. Waren Sie noch nie auf einer Party? Wir haben uns sehr nett unterhalten, als er plötzlich auf dumme Gedanken kam. Mein Gott, so sind eben die Männer. Mit dem hier wäre ich auch allein fertiggeworden.« Sie schien unter der dicken Make-up-Schicht zu erröten. Ich ließ den Mann los.

16

Es war inzwischen halb drei Uhr morgens, und die Party war noch in vollem Gange. Vaughn und seine Frau waren gegangen, Marge Bartlett hatte ihr zerrissenes, lavendelfarbenes Oberteil durch eine gelbe Bluse ersetzt.

Ich hörte Gesprächsfetzen von zwei fülligen Damen in zu knapp sitzenden Hosenanzügen. »Meinst du, daß sie sich wieder vollaufen läßt?« – »Warum sollte sie es diesmal nicht tun?« – »Sie muß schon ganz schön betrunken sein, wenn sie eine Bluse anzieht, die nicht zu den Ohrringen paßt.«

Am anderen Ende des Wohnzimmers sah ich Susan mit einem dunkelhaarigen Mann sprechen. Es war Dr. Croft. Sein Haar war kurz und glatt aus seinem Pferdegesicht zurückgekämmt. Er tätschelte Susans Hüfte. Ich verzichtete auf die Spekulationen der beiden Klatschbasen, ging zu Susan hinüber und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

»Oh, Spenser«, sagte sie. »Darf ich dich mit Dr. Croft bekannt machen?«

»Wir sind uns schon begegnet. Guten Tag, Dr. Croft.«

Er lächelte und gab mir die Hand. »Fein, daß Sie auch hier sind.«

Ich fragte ihn nach seinem Beruf. »Was ist Ihr Fachgebiet?«

»Allgemeinmedizin«, antwortete er und lächelte gewinnend. »Ich bin Facharzt für Allgemeinmedizin. Ist Mrs. Silverman mit Ihnen hier?«

»Ja.«

»Sie sind Privatdetektiv, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich hörte, daß Sie Vaughn Meadows vorhin verprügelt haben.« Er lächelte boshaft.

»Es war ein Irrtum«, antwortete ich.

»Nein, es war schon in Ordnung. Vaughn Meadows wäre ein besserer Mensch, wenn er jede Woche eine Tracht Prügel bekäme.« Er lächelte nicht mehr, sondern runzelte die Stirn. »Diese Familie scheint im Moment vom Unglück verfolgt zu sein.«

Ich nickte. Auch Susan stimmte ihm zu. »Sie haben es schwer, aber sie halten durch.«

»Was ist mit dem Jungen?« fragte Croft. »Haben Sie schon irgendeine Spur?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich konnte in letzter Zeit nicht nach ihm suchen. Mußte auf seine Mutter aufpassen.«

Croft schüttelte sein Glas, daß die Eisstückchen klirrten. »Ich brauche noch einen Drink. Bitte entschuldigen Sie mich.« Er verbeugte sich lächelnd und ging in die Küche.

»Er hat deine Hüfte betätschelt«, sagte ich finster.

»Deshalb bist du zu uns herübergekommen«, erwiderte sie lächelnd. »Wolltest du meine Tugend verteidigen?«

»Nein, aber ich liebe keine Wilderer, die mir die Beute wegschnappen.«

»Er ist in dieser Stadt hier ein einflußreicher Mann«, sagte Susan. »Er sitzt im Wahlausschuß, ist Vorsitzender des Planungsausschusses und Berater für den Gesundheitsausschuß. Außerdem hat er eine gutgehende Praxis. Viele einflußreiche Leute zählen zu seinen Patienten.«

»Für mich ist er ein Fummler«, sagte ich.

»Er ist sehr wohlhabend«, sagte Susan, »und hat ein großes, schönes Haus.«

»Verdammter Hund«, zischte ich.

»Ach, Spenser, wir Frauen sind seltsam. Kaum begegnen wir einem Mann, der uns gefällt, schon wünschen wir uns, daß er seinen Kopf auf unseren Schoß legt und sich liebkosen läßt.«

»Auf der Stelle?«

»Im Moment sieht es so aus, als könnten wir hier unbemerkt heiraten und eine Familie gründen.«

Sie hatte recht. Ich kam mir vor wie in Dantes *Inferno.* Links im Eßzimmer waren die Speisereste über Tafel und Fußboden verstreut. Die Platten waren fast leer.

Marge Bartlett saß wieder auf dem Sofa, diesmal zwischen zweien der drei Geschäftsleute, mit denen sie zu Beginn der Party dort gesessen hatte. Während sie betrunken irgend etwas von einer netten Person, die sie sei, lallte, grinsten sich die beiden Männer hinter ihrem Rücken an.

Roger Bartlett war schon zu Bett gegangen. In einem der dicken Klubsessel saß ein junger Mann mit einer Frau auf dem Schoß. Als sie sich rhythmisch auf und ab bewegte, sah ich einen nackten Oberschenkel und Unterwäsche.

»Ach du meine Güte«, stöhnte Susan, als sie meinem Blick zu dem Sessel gefolgt war.

»Ich hoffe, du hast nicht als nächste den Sessel gebucht«, scherzte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Der arme Junge«, sagte sie. »Kein Wunder, daß er abgehauen ist.«

»Kevin?«

Sie nickte.

»Glaubst du also, daß er weggerannt ist?«

»Würdest du nicht ausreißen, wenn du hier leben müßtest?«

»Daran habe ich auch schon gedacht.«

17

Marge Bartlett ging gegen vier ins Bett. Ich half ihr die Treppe hinauf und begleitete sie bis ins Schlafzimmer. Das Licht brannte. Roger Bartlett lag auf dem Rücken und schlief mit offenem Mund. Marge Bartlett wankte zu ihrer Seite des Doppelbetts. Ich schloß die Tür, ging ins Gästezimmer, zog mich aus und ließ mich ins Bett fallen. Wenn ich hier hätte leben müssen, wäre ich auch weggerannt. Aber wenn der Junge weggelaufen war, warum dann das ganze Theater? Die Anrufe, der Sarg mit der Puppe… Plötzlich kam mir alles recht kindisch vor. Aber der Mord an Earl Maguire? Irgend jemand muß ihm einen harten Schlag versetzt haben. Und wenn der Junge weggelaufen war, wohin konnte er sich geflüchtet haben. Zu Vic Harroway? Harroway konnte sicherlich sehr hart zuschlagen. Mit diesen Gedanken schlief ich ein.

Als ich erwachte, war es zehn Uhr vormittags. Ich duschte sehr lange, bevor ich mich ankleidete. Außer mir war noch niemand wach. Unten sah es aus wie nach einer Schlacht. Es roch nach kaltem Rauch und Speiseresten. Punkin schien sich zu freuen, daß ich wach war. Er rieb den Kopf an meinen Beinen, als ich ihn zur Hintertür in den Garten hinausließ. In der Auffahrt sah ich das Polizeiauto. Ich fand in der Küche eine Kaffeemaschine und bereitete einen starken Kaffee. Dem Polizisten draußen brachte ich auch eine Tasse. Es war ein junger Mann Anfang Zwanzig, der sich über den Kaffee freute.

»Bleiben Sie den ganzen Tag hier?« fragte ich.

»Bis drei Uhr, dann werde ich abgelöst.«

»Gut. Ich muß jetzt kurz wegfahren. Falls jemand nach mir fragt, sagen Sie, daß ich arbeite. Lassen Sie Mrs. Bartlett nicht allein ausgehen.«

Ich setzte mich in mein Auto und fuhr los. Es war ein sonniger Herbstmorgen, der Himmel war blau und wolkenlos. Die Blätter an den Bäumen fingen an, sich bunt zu färben. Die Straße war menschenleer. Wer nicht in der Kirche war, schlief offensichtlich seinen Kater aus. Ich fuhr zu dem Wald, hinter dem Harroways Haus lag, und parkte etwa hundert Meter nach der Abzweigung des Waldwegs am Straßenrand.

Wenn ich mich richtig erinnerte, mußte ich nur durch den Wald gehen, um auf der rechten Seite auf den Hügel zu stoßen, von dem ich einen Blick auf das Haus haben würde. Es war lange her, seit ich das letztemal allein durch einen Wald gegangen war, dachte ich, als ich so leise wie möglich durch das Laub schlich. Ich war für diesen Morgenspaziergang gut gerüstet: bequeme Sportschuhe, Jeans, schwarzer Rollkragenpullover, blaue Trainingsjacke, die lang genug war, um meine Waffe zu verdecken.

Der Hügel war nicht steil, dennoch spürte ich beim Anstieg meine Oberschenkelmuskeln. Vom Gipfel sah ich unten das Haus in einer Art Kiesmulde liegen.

Das Dieselmotorgeräusch neulich war wirklich von einem Generator gekommen, wie ich von hier oben erkennen konnte. Neben dem Generator standen große Benzinkanister, aber im Moment arbeitete er nicht.

Hinter dem Haus parkte ein zweifarbiger, rosa und grauer Dodge Charger, ein eleganter Wagen, der nicht in diese schäbige Umgebung paßte. Ich setzte mich unter einen Ahornbaum, lehnte den Rücken gegen den Stamm und beobachtete das Haus. Lange Zeit geschah nichts. Um 12 Uhr 15 kam das junge Mädchen, das wir schon neulich gesehen hatten, mit einem großen Karton heraus, stopfte ihn in eine

Blechtonne und zündete ihn an. Sie war genauso angezogen wie das letztemal: weißes T-Shirt, Jeans mit weitausgestellten Hosenbeinen, und ging wieder barfuß. Sie steckte sich an dem brennenden Karton eine Zigarette an und trat ins Haus zurück. Um halb eins sah ich die Hündin in der Nähe der kokelnden Mülltonne. Sie hatte offensichtlich einen Knochen gefunden, den sie um das Haus herum transportierte und dort vergrub.

Es war ein Uhr zweiundzwanzig, als Kevin Bartlett und Vic Harroway das Haus verließen. Der Junge hatte einen Arm um Harroways Hüfte gelegt, und Harroway hatte einen Arm auf Kevins Schulter. Sie sahen aus wie ein Liebespaar, als sie zum Wagen gingen. Der Junge stieg an der Beifahrerseite ein, Harroway setzte sich hinters Steuer, und dann fuhren sie davon. Vor meinen Augen.

Ich harrte den ganzen Tag und die halbe Nacht auf meinem Beobachtungsposten aus. Aber sie kamen nicht zurück. Mir war inzwischen schlecht vor Hunger, und ich begann, von einer einfachen, aber kräftigen Mahlzeit zu träumen. Es ging schon auf Mitternacht zu, als ich durch den dunklen Wald zu meinem Auto zurückstolperte. Bis mir das gelang, mußte ich vom Dornengestrüpp noch einen Kratzer auf meiner Hand einstecken. Mein Auge tränte, weil mir ein Zweig ins Gesicht geschlagen war. Die Septembernächte sind kühl in der Gegend von Boston, deshalb stellte ich, sobald ich im Auto war, die Heizung an.

Auf dem Weg nach Boston fand ich eine Bar. Ich ließ mich ausgehungert und erschöpft auf einem Barhocker nieder und bestellte drei Hamburger und ein Bier. Bis die Hamburger, etwas Salat und Kartoffelchips serviert wurden, trank ich zwei Bier und sah mir die jungen Leute an, die zu der lauten Musik auf der Tanzfläche herumhopsten und sich gegenseitig anrempelten.

Nachdem ich meinen Heißhunger gestillt hatte, ließ ich mir noch ein Bier geben. Ich mußte an Kevin denken. Wenn er mir auch entwischt war, so wußte ich jetzt zumindest, daß er lebte und freiwillig mit Harroway zusammen war. Die beiden mochten sich offensichtlich. Vielleicht war es sogar mehr. Wie ein Liebespaar waren sie aus dem Haus herausgekommen. Aber was sollte ich seinen Eltern sagen? Bedeutete meine Entdeckung, daß Kevin selbst hinter allem steckte? Daß er an Maguires Tod schuld und an der Morddrohung gegen seine Mutter beteiligt war? Eine gute und eine schlechte Nachricht, Mr. und Mrs. Bartlett. Ihr Sohn ist nicht tot, er ist ein Mörder.

Ich stand auf und schob mich durch das Gedränge zur Tür. Die Vorstellung, jetzt zu den Bartletts fahren zu müssen, war mir unerträglich. Ich fuhr nach Boston zurück und legte mich in mein eigenes Bett. Bevor ich einschlief, nahm ich noch den Telefonhörer ab.

18

Ich erwachte zwanzig Minuten vor zehn in der angenehmen Stille meines Schlafzimmers und freute mich, daß ich zu Hause war. Ich stand auf und ging in die Küche. Meine Putzfrau war in meiner Abwesenheit hier gewesen, und alles glänzte vor Sauberkeit. Ich trank ein Glas Orangensaft, während ich die Kaffeemaschine anstellte, ging ins Bad, duschte und rasierte mich. Bis ich angezogen war, war auch der Kaffee fertig. Ich trank eine Tasse und briet Schinken mit Eiern und Tomaten. Während ich aß, warf ich einen Blick in die Morgenzeitung. Um elf Uhr verließ ich mein Apartment, ausgeschlafen und gut gesättigt. Ich fuhr hinüber zum Fitness-Center in der Atlantic Avenue, wo ich als Boxer meinen Körper so mancher Strapaze unterzogen hatte.

Ich fragte die Empfangsdame, die in eine Toga gehüllt war, nach Henry Cimoli, den Chef, und sie schickte mich ins Römische Bad. Henry unterhielt sich dort mit zwei übergewichtigen Herren, die im heißen Wasserbecken saßen und schwitzten. Henry sah aus wie ein gut entwickelter Jockei. Er war etwa 1,63 m groß, trug ein schneeweißes T-Shirt und braune Trainingshosen. Die Ärmel spannten über den kräftigen Oberarmmuskeln, und auch der Halsausschnitt schien für seinen muskulösen Nacken zu knapp bemessen. Seine Augen waren von kleinen Fältchen umgeben, sein schwarzes Haar war kurzgeschnitten und ins Gesicht gekämmt. Am auffälligsten aber war sein vorspringender Adamsapfel.

»Spenser«, rief er fröhlich, als er mich erblickte. »Willst du dich wieder einmal bearbeiten lassen?«

»Nein, Henry. Heute nicht. Ich möchte mit dir reden.«

Er entschuldigte sich bei den beiden Dicken im Wasser und ging mit mir in sein Büro.

»Trainierst du noch?« fragte mich Cimoli.

»Ab und zu. Aber du scheinst dich ganz schön gehen zu lassen.«

»Ich habe zu viel Arbeit. Und denk an meine Größe. Wenn ich vierzehn Tage nichts tue, sehe ich schon aus wie ein Dickwanst.«

»Also, wenn ich gehe, setzt du dich am besten zu den beiden Fettbäuchen ins Wasser. Und jetzt brauche ich deine Hilfe, Henry. Ich suche einen Burschen.« Ich zeigte ihm Vic Harroways Foto. Er sah es sich lange an. Plötzlich grinste er. »Ja, den Kerl kenne ich. Das ist Vic Harroway. Ich werd' verrückt. Der alte Vicky. O la la.«

»Wie meinst du das?«

»Er ist schwul. Macht sich unten am Strand an die Jungen heran.«

»Weißt du das, oder glaubst du es nur?«

»Nun, er hat es bei mir noch nicht versucht, aber das weiß doch jeder, daß Vicky warm wie ein Brötchen ist.«

»Kommt er öfter hierher?«

»Nein. Er war Mitglied im Fitnessklub eines der großen Hotels, aber dort soll er wegen unsittlicher Belästigung hinausgeworfen worden sein. Ich habe schon mindestens ein Jahr nichts mehr von ihm gehört.«

»Weißt du, wo er sich sonst noch herumgetrieben hat?«

Cimoli schüttelte den Kopf. »Nein, beim besten Willen nicht.«

»Kennst du Leute, mit denen er befreundet ist?«

»Nein. Ich selbst habe ihn nur einige Male bei Wettbewerben gesehen. Ich gehörte zur Jury. Persönlich kenne ich den Burschen nicht. Warum?«

»Ich verehre ihn und möchte gern ein Autogramm.«

»Hätte ich auch gern«, sagte Cimoli und grinste. »Falls ich etwas erfahren sollte, rufe ich dich an. Bist du immer noch in der alten Spelunke?«

»Ja, mein Büro steht noch«, sagte ich. »Und jetzt kümmere dich um deine schwitzende Kundschaft, damit sie nicht der Schlag trifft.«

»Da hast du recht. So wie die gebaut sind, bleibt ihnen bald die Luft weg.«

Als ich wieder auf der Straße war, stellte ich fest, daß sich der Himmelbewölkt hatte. Ich fuhr über die Schnellstraße zurück und parkte in der Nähe des *Ritz* an der Boylston Street. Die ersten Regentropfen fielen, und ich stellte den Kragen meines Sportmantels hoch, als ich die Newbury Street hinaufging. Nicht weit nach dem *Ritz* kam ich auf derselben Straßenseite zu einem vierstöckigen Backsteinbau mit fünfeckigen Erkerfenstern und einem Baldachinvordach über dem Eingang. Das Erkerfenster im zweiten Stock trug die Aufschrift *Atelier Race* in schwarzen Buchstaben mit Goldrand.

Mit dem schwarzen, schmiedeeisernen Fahrstuhl fuhr ich hinauf und kam vom Aufzug direkt in den Warteraum, der sehr kostbar ausgestattet war. Goldbedruckte Tapete, eine goldfarbene Sitzbank, ein niedriger, goldglänzender Messingtisch, ein goldgelber Teppichboden und eine goldblonde Sekretärin mit spitzen Brüsten in einem hellgrünen Chiffonkleid an einem hellgrünen Schreibtisch. Rechts neben der Empfangsdame war eine hellgrüne Tür, auf der mit schwarzen, goldumrandeten Buchstaben »Studio« stand.

Die Empfangsdame fragte mich: »Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Ich sah auf ihre Brüste und leckte mir genießerisch die Lippen. »Mit dem größten Vergnügen«, antwortete ich, aber sie wollte meine Bereitschaft nicht verstehen.

»Wie bitte?« fragte sie.

»Ich möchte gern Mr. Witherspoon sprechen.«

»Sind Sie verabredet?«

»Nein, aber wenn Sie ihm verraten, daß Spenser da ist, will er mich todsicher empfangen.«

Sie erkundigte sich bei ihrem Chef über die Gegensprechanlage. »Sie können hineingehen«, sagte sie dann zu mir und deutete auf die hellgrüne Tür. Ich ging hinein.

Im Studio war fast alles weiß, bis auf eine Wand, die mit schwarzem Samt bezogen war. Der Tür gegenüber mündete der Raum in den Erker, den ich von der Straße aus gesehen hatte. Die schwarzen Samtvorhänge waren an den Seiten zusammengerafft. Auf einem schwarzen Sofa im viktorianischen Stil hockte ein dürres Mädchen, stützte den Kopf auf den Arm und hatte eine Rose zwischen den Zähnen. Sie trug ein weißes, durchsichtiges Gewand und hatte langes, glattes schwarzes Haar. Ihre Lippen und Fingernägel waren blutrot. Sie war von mehreren Scheinwerfern angestrahlt und wurde von einem grazilen Mann fotografiert.

Race Witherspoon war etwa 1,82 m groß, sehr schlank, braungebrannt und völlig kahlköpfig. Ich habe nie erfahren, ob er von Natur aus kahl war, oder ob er sich den Schädel rasierte. Seine Augenbrauen waren schwarz und symmetrisch, und der blaue Schatten auf seinen Wangen ließ auf einen kräftigen Bartwuchs schließen. Er trug eine enge, schwarze Samthose, deren Hosenbeine bis zu den Knien in weißen Lederstiefeln steckten, und dazu ein weißes Seidenhemd, das fast bis zum Gürtel offen stand. Die Ärmel hatte er hochgekrempelt. Seine braungebrannte Brust war sehr glatt und so haarlos wie sein Kopf. An einer Silberkette baumelte ein großes Silbermedaillon. In der Hand hielt er eine kostbare Kamera, mit der er das Modell in verschiedenen Einstellungen aufnahm.

»Einen Moment, Spenser, alter Freund.« Er knipste, während er sprach. An seinem rechten Zeigefinger trug er einen Ring mit einem großen Onyx, um den Hals ein schwarzes Seidentuch. Bis auf die Scheinwerfer, die auf das Modell gerichtet waren, brannte keine Beleuchtung. Der Rest des Ateliers lag im Halbdunkel. Draußen regnete es inzwischen stärker. Ich setzte mich auf die Kante eines Ebenholztisches.

»So, Denise, du hast jetzt Pause«, sagte Race nach einer Weile zu dem Fotomodell.

Das Mädchen glitt wie eine Schlange vom Sofa herunter, stand auf und verschwand durch eine Tür hinter dem Samtvorhang an der einen Wand. Witherspoon kam zu mir herüber und stellte die Kamera neben mir auf den Tisch.

»Was kann ich für dich tun, mein Schatz?« fragte er.

Ich zog Vic Harroways Foto aus der Brusttasche und gab es Witherspoon. »Kennst du den Burschen?«

»Hm. Gute Figur, was? Aber warum soll ich ihn kennen?«

»Ich hörte, er sei schwul.«

»Nun, Spenser, ich kenne schließlich nicht jeden Schwulen im Land.«

»Aber *den* kennst du, Race?«

»Ja, ich habe ihn gesehen. Was willst du von ihm? Soll ich dir ein Rendezvous mit ihm vermitteln?«

»Danke, nicht nötig. Aber was weißt du von ihm?«

»Nicht viel, und das erzähle ich dir erst, wenn du mir sagst, weshalb du es wissen willst.«

»Ein fünfzehnjähriger Junge ist von zu Hause verschwunden. Ich habe ihn in Harroways Begleitung gesehen. Ich muß den Jungen wieder zurückbringen, und außerdem möchte ich Harroway über einen Mord ausfragen.«

Witherspoon hob die Augenbrauen. »Schlimm. Sehr schlimm. Harroway hat sich immer schon an Kindern vergriffen.«

»Er ist aber nicht vorbestraft.«

»Ich meine es ja auch nicht wörtlich. Er ist der Typ für so etwas. Wenn er normal wäre, wäre er scharf auf Jungfrauen.«

»Ist er denn wirklich schwul?«

»Ja, das kann man wohl sagen.«

»Wo verkehrt er?«

»Ich habe ihn einmal in einer Bar im Bay Village gesehen, im *Odd's End.* Ich gehe selten dorthin. Das Publikum gefällt mir nicht.«

»Weißt du, wovon er lebt?«

»Nein. Ich denke, er ist Gewichtheber. Bis vor einem Jahr hat er in einem Fitnessklub als Trainer gearbeitet, aber dort ist er geflogen. Von einem anderen Job weiß ich nichts. Allerdings scheint er trotzdem gut bei Kasse zu sein, leistet sich teure Restaurants, Kleidung und ein schickes Auto.«

»Traust du ihm zu, daß er jemanden töten könnte?«

»Er ist ein brutaler Bursche. Ein Schwuler, der die Schwulen haßt. Ich halte es nicht für ausgeschlossen.«

»Weißt du sonst noch etwas, das mir helfen könnte? Kennst du seine Freunde, Liebhaber und ähnliches?«

Witherspoon schüttelte den Kopf. »Nein, so gut kenne ich ihn nicht. Er ist nicht mein Typ.«

»Also, dann danke ich dir.«

»Spenser, du wärst mein Typ.«

»Keine Lust.«

»Und mit Denise?«

»Die ist mir zu unterernährt«, sagte ich. »Mit deiner Sekretärin wäre es etwas anderes.«

Witherspoon grinste. »Tut mir leid, die ist auf Denise scharf.«

»Dann werde ich mich jetzt um Harroway kümmern, ehe ich mich noch mit deiner Dielenlampe anfreunde.« Ich ging.

19

Das *Odd's End* lag in einer Seitenstraße des Bay Village in der Altstadt von Boston, deren zweistöckige Backsteinhäuser im Zuge der Stadterneuerung restauriert worden waren und nun sehr adrett aussahen. Über der Eingangstür zur Bar hing eine stilisierte Gaslaterne.

Aus dem Handschuhfach meines Autos zog ich einen weißen Popelinehut mit rotweißer Litze, setzte ihn auf und drückte ihn tief ins Gesicht. Die Augen verbarg ich hinter einer Sonnenbrille. Harroway hatte mich nur einmal kurz gesehen und würde mich so nicht erkennen. Ich warf noch einen Blick in den Rückspiegel, fand mich selbst unwiderstehlich und stieg aus.

Im Innern der Bar war es ziemlich dunkel, besonders mit Sonnenbrille. An der linken Wand war die Bar aufgebaut, in der Mitte standen Tische und Stühle, und an der rechten Wand waren kleine Nischen, mit Tisch und Bank ausgestattet. Ebenfalls an der rechten Wand stand die Musicbox.

Ein kleiner, schwarzgelockter Mann in grobem, grünem Cordsamtanzug und offenen schwarzen Schuhen stand an der Bar und trank einen Cognac, als ich hereinkam. Vor ihm lag ein Päckchen Blümchenzigaretten.

Ich setzte mich an die Bar. Der Barkeeper, ein mittelgroßer junger Mann mit Aknenarben im Gesicht, fragte mich nach meinen Wünschen. Er steckte in einem blauen Collegehemd mit offenem Kragen und aufgeschlagenen Ärmeln. Seine Hände waren kräftig, aber sehr gepflegt.

»Haben Sie Faßbier?« fragte ich.

»Miller oder Löwenbräu.«

»Miller genügt schon.«

Er legte einen Bierdeckel vor mich hin und stellte einen Bierkrug darauf.

»Ich werde eine Weile bleiben«, sagte ich. »Wollen Sie nicht meinen Verzehr notieren?«

»Sie sind Gast des Hauses.«

Verblüfft sah ich ihn an und hob die Augenbrauen.

»Ich habe Sie noch nie hier gesehen. Die anderen Burschen vom Revier kenne ich schon. Sind Sie neu?« fragte er.

»Ach, deshalb wollen Sie mir das Bier spendieren?«

»Habe doch sofort gesehen, wo Sie herkommen«, sagte er.

»Aber Sie irren sich. Ich bin kein Polyp«, erwiderte ich. »Wollte nur einen verregneten Nachmittag totschlagen.«

Der Barkeeper stellte ein Schüsselchen mit Crackers und einen Käseteller vor mich hin.

»Was immer Sie sein mögen«, sagte er. »Wenn Sie unbedingt zahlen wollen, schreibe ich es auf.« Er wandte sich von mir ab, und ich überlegte, ob ich nicht meine hübschen Jadeohrringe hätte anlegen sollen.

Der neue Gast, der eben die Bar betrat, war bestimmt kein Polizist. Er trug nämlich Ohrringe, große Goldohrringe. Er war ein Mann in mittleren Jahren, mit grauem Haar, das er zu einem Knoten hochgesteckt trug. Er war mit einem rot-golden bedruckten Dashiki, der etwas zu groß für ihn war, und geflochtenen Ledersandalen bekleidet. Er ging mit kurzen, federnden Schritten auf die Bar zu.

»Ein Glas Port, Tom«, bestellte er.

»Kannst du zahlen, Ahmed?«

Ahmed griff in den Dashiki, holte eine Handvoll Silbermünzen hervor und warf sie laut klimpernd auf die Theke.

Der Barkeeper stellte ein kleines Glas Portwein vor ihn hin und nahm sich neunzig Cent aus dem Häuflein Münzen.

Ahmed leerte das Glas mit einem Zug und stellte es auf die Bar. Tom füllte es erneut, nahm die restlichen Münzen und ging zum anderen Ende der Bar. Das zweite Glas trank Ahmed schluckweise, dabei musterte er abwechselnd den schwarzhaarigen Burschen im Cordsamtanzug und mich. Dann schien er sich entschieden zu haben und rückte auf meinen Nachbarsitz.

»Hallo«, hauchte er mit rauher Stimme. Er roch ungewaschen, und seine langen Fingernägel waren schmutzig.

»Sie sind aber stark«, sprach er weiter. »Wie heißen Sie?«

»Bully Turner«, sagte ich.

»Paßt haargenau«, meinte er und betastete meinen Bizeps.

Der Barkeeper polierte Gläser und beobachtete uns mit ausdruckslosem Gesicht.

»Ich kann sehr lieb sein«, sagte ich.

»Haben Sie eine Münze für die Musicbox?« Er streichelte meinen Arm. Ich gab ihm das Geldstück, und er verschwand in Richtung Musicbox.

»Bekomme ich einen Drink?« fragte er mich, als er wieder da war. Er stank fürchterlich. Seine Bartstoppeln waren mindestens zwei Tage alt.

»Ahmed«, sagte ich. »Ich spendiere Ihnen zwei Drinks, wenn Sie sie am anderen Ende der Bar trinken. Sie sehen großartig aus, aber ich bin verabredet.«

Ahmed zischte: »Muttersöhnchen«, und rückte von mir ab.

»Geben Sie ihm zwei Drinks auf meine Rechnung«, rief ich dem Barkeeper zu.

20

Nach fünf weiteren Glas Bier erschien Harroway. Es war inzwischen halb fünf, und das *Odd's End* hatte sich allmählich gefüllt.

Als er hereinkam, schüttelte er sich den Regen von seinem rostbraunen Ledermantel. Während er den weichen Lederhut abnahm und den Mantel auszog, musterte er die Bar. Seine Augen glitten über mich hinweg, ohne daß er mich erkannt hätte. Er hängte die Sachen an einen Haken und setzte sich in eine der Nischen. Sein Hemd war durchsichtig, fiel mir auf.

Er hatte sich zu einem dunkelhaarigen, orientalisch aussehenden Mann an den Tisch gesetzt, der eine dunkelblaue Chesterfieldjacke mit Samtaufschlägen trug. Der Barkeeper kam hinter der Bar hervor, stellte den beiden zwei Highball-Gläser hin und ging hinter die Bar zurück. Ich zahlte.

Harroway unterhielt sich ungefähr eine Viertelstunde mit dem Mann und stand dann auf. Er zog wieder seinen Ledermantel an, setzte seinen Hut auf, sagte etwas zu dem Mann und ging.

Ich folgte ihm ohne Hast. Als ich auf der Straße war, bog er gerade in die Straße zum Park Square ein. Ich lief, solange er mich nicht sehen konnte, überquerte dann die Straße und schlenderte in angemessenem Abstand hinter ihm her. Es regnete kräftig, und mein Tweedsakko war im Nu durchnäßt. Es war inzwischen zwanzig nach fünf, und die Straßen waren sehr belebt. Harroway achtete nicht auf mich und trabte weiter, ohne sich umzusehen. Wir überquerten den Park Square, die Boylston Street und erreichten den Park. Die Bäume waren zum Glück noch belaubt und hielten ein wenig den Regen ab,

wenn auch nicht viel. Ich folgte Harroway hügelaufwärts zum runden Musikpavillon. Dort blieb er stehen und sah sich um. Ich senkte den Kopf und ging langsam an ihm vorbei. Er achtete nicht auf mich, lehnte sich gegen den Pavillon, die Hände in den Taschen.

Ich ging etwa zwanzig Meter weiter bis zur nächsten Bank, täuschte ein Taumeln vor und tat so, als müßte ich mich an der Banklehne festhalten. So blieb ich eine Weile halbgebeugt stehen, als wäre mir plötzlich schlecht geworden. Zwei ältere Damen mit Regenschirmen gingen vorbei. »Gehen Sie heim und schlafen Sie Ihren Rausch aus, junger Mann«, sagte eine von ihnen. Ich legte mich auf die Bank, zog die Knie an und ließ den Kopf auf den angewinkelten Arm fallen. In dieser Position konnte ich Harroway durch meine nassen Sonnenbrillengläser ungestört beobachten.

Es wurde immer kälter. Der Regen prasselte auf meine ungeschützte Gesichtshälfte und lief mir am Hals herunter. Die Pistole drückte gegen meine Hüfte, aber ich wagte nicht, mich zu bewegen. Binnen kurzer Zeit war ich bis auf die Haut durchnäßt.

Harroway trat von einem Fuß auf den anderen, die Hände noch immer in den Taschen und den Hut ins Gesicht gedrückt. Ein Landstreicher ging auf Harroway zu und sprach ihn an. Harroway packte ihn an der Schulter, drehte ihn um und gab ihm einen Fußtritt, so daß er in den Dreck fiel. Der Mißhandelte stand auf und torkelte davon.

Der Regen hatte sich inzwischen in meinem linken Ohr gesammelt, das sich so eisig anfühlte wie meine ganze linke Gesichtshälfte. Wenn nicht bald etwas geschah, würde ich demnächst noch zum Eiszapfen erstarren. Ein dürrer Mann mit einem großen schwarzen Regenschirm ging an mir vorbei. Er hielt bei Harroway an. In seiner rechten Hand hielt er den Regenschirm, in der linken eine Aktentasche. Sein Gesicht und

den Oberkörper verdeckte der Regenschirm. Ich sah nur Gummischuhe, dunkle Hosenbeine und die untere Hälfte eines Regenmantels. Ein heimliches Treffen im Regen, in Gummischuhen? Die Leute haben doch keinen Sinn mehr für Romantik. Harroway nahm aus seiner Manteltasche einen Briefumschlag, übergab ihn dem Fremden und nahm dafür die Aktentasche in Empfang. Dann ging der Mann mit den Gummischuhen hügelabwärts in Richtung Charles Street, während Harroway mit der Aktentasche an meiner Bank vorbeikam und zur Tremont Street marschierte. Ich mußte mich blitzschnell entscheiden, wen von beiden ich verfolgen wollte. Harroway würde ich bestimmt wieder einmal im *Odd's End* oder im Landhaus antreffen, aber der Fremde, von dem Harroway offensichtlich etwas gekauft hatte, durfte mir nicht entkommen. Ich erhob mich unbeholfen von der Bank und torkelte dem schwarzen Regenschirm hinterher. Und das war nicht einmal gespielt, denn meine Füße waren vor Kälte steif geworden. Am Fuße des Hügels führte ein beleuchteter Eingang zu einer Tiefgarage. Der Fremde faltete den Regenschirm zusammen, und ich erkannte den Mann: Dr. Croft. Er lief die Treppen hinunter. Da ich kein Auto in der Garage hatte, hielt ich es für sinnlos, ihn weiter zu verfolgen.

Ich kehrte um und lief so schnell ich konnte den Hügel hinauf zur Tremont Street. Von Harroway keine Spur. Also ging ich über die Boylston Street zurück zum *Odd's End.* Harroway saß nicht dort. Ich hockte mich an die Bar und bestellte einen doppelten Cognac. Der rettete mir vermutlich das Leben. Ich trank noch einen, zahlte und verließ die Bar. Harroway war nicht mehr gekommen. Es ging auf Mitternacht zu, und so fuhr ich in mein Apartment zurück.

21

Nachdem ich neun Stunden geschlafen hatte, frisch geduscht und rasiert war und ausgiebig gefrühstückt hatte, fuhr ich am nächsten Vormittag nach Smithfield. Vorher hatte ich mich noch beim Telefonauftragsdienst erkundigt und erfahren, daß Marge Bartlett neunmal angerufen hatte. Das ignorierte ich. Ich wollte Harroway und den Jungen. Es war fünf Minuten nach elf Uhr, als ich mein Auto an jener Wegbiegung abstellte, von der es zu Harroways Landhaus abging. Diesmal wollte ich ihn nicht vom Hügel aus wegfahren sehen. Ich blieb startbereit im Auto sitzen für den Fall, daß er kam. Aber ich wartete acht Stunden. Niemand fuhr hinein, niemand kam heraus.

Kurz nach sieben sah ich dann endlich Harroways rosagrauen Sportwagen aus dem Wald kommen und in die Straße nach Smithfield einbiegen. Es war schon ziemlich dunkel, und ich konnte nicht erkennen, ob auch Kevin im Auto saß. Harroways Kopf war jedenfalls eindeutig. Ich folgte dem Wagen. Wir durchquerten Smithfield, fuhren über die Lowell Street nach Peabody und von dort über die Schnellstraße Nr. 1 wieder in Richtung Smithfield. Auf der Schnellstraße blieb ich ein wenig zurück und ließ zwei Autos zwischen uns, damit er nicht merkte, daß er verfolgt wurde. An einem großen neuen Motel, das an der Fassade in Neonbuchstaben auf seine Wasserbetten hinwies, bremste er ab und fuhr auf den Parkplatz. Ich parkte hinter dem Motel in der Nähe des Lieferanteneingangs, eilte um das Haus zum Haupteingang und konnte von draußen sehen, daß Harroway mit dem Empfangschef verhandelte. Er hatte ein junges Mädchen dabei. Es sah aus wie ein Schulmädchen, hatte kurzes blondes Haar,

trug eine runde Brille mit blauen Gläsern und eine hochgeschlossene, weiße Bluse mit einer Schleife als Krawatte.

Der Empfangschef nahm einen Schlüssel vom Schlüsselbrett: erste Reihe, fünfter Schlüssel von links. Er zeigte auf einen Korridor auf der linken Seite, und die beiden gingen in die angegebene Richtung. Ich betrat die Empfangshalle und ermittelte mit einem Blick die Zimmernummer, die über der Lücke stand, wo der Schlüssel gehangen hatte: Nummer 112. Ich kaufte mir am Zigarettenstand eine Zeitung und setzte mich damit in einen der bequemen Ledersessel in der Halle. Was sollte das Ganze? Ein Schäferstündchen mit einem Mädchen paßte nicht zu Harroways Image. Aber ich mußte nicht lange warten, um das Rätsel zu lösen. Nach wenigen Minuten erschien ein Mann, der mir schon auf der Party bei den Bartletts aufgefallen war. Es war der Sesselliebhaber.

»Mr. Victors Zimmer, Sir«, sagte er.

Der Empfangschef sah nach. »Zimmer 112, bitte!«

Zehn Minuten später erschien Harroway allein in der Halle und ging in den Speisesaal. Er setzte sich an einen Tisch, bestellte einen Drink und sah sich die Speisekarte an. Ich trat wieder zum Zeitungsstand, kaufte mir zwei Stangen Karamelschokolade und verdrückte sie hinter der Zeitung. Bis Harroway sein Steak gegessen hatte, kannte ich die Zeitung fast auswendig.

Harroway aß noch ein Stück Torte und trank zwei Tassen Kaffee. Es war Viertel nach neun, und ich las den Fortsetzungsroman in der Zeitung zum drittenmal. Harroway trank Brandy. Um Viertel vor zehn kam das Mädchen zurück und meldete sich bei Harroway. Er zahlte, und die beiden verließen das Motel. Sobald sie weggefahren waren, begab ich mich auf die Suche nach Zimmer 112.

Die Tür war verschlossen. Ich klopfte. Keine Antwort. Ich versuchte es noch einmal, diesmal etwas kräftiger. »Wer ist da?« fragte eine zaghafte Stimme.

»Ich bin's, Vic.«

Der Schlüssel drehte sich im Schloß, und die Tür öffnete sich einen Spalt breit. Ich zwängte mich hinein und schloß die Tür. Dabei gab ich ihm einen unsanften Stoß, so daß er auf dem Bett landete. »Was wollen Sie?« fragte er ängstlich.

»Können Sie sich nicht mehr an mich erinnern? Wir haben uns bei den Bartletts kennengelernt.«

Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder. »Sie sind der Detektiv«, brachte er dann mühsam hervor.

»Ja, und im Moment gerade bei der Arbeit.«

Er war nur mit einer kurzen Unterhose und schwarzen Socken bekleidet. Das Bett, auf dem er saß, war zerwühlt, auf dem Laken prangten Lippenstiftflecken. Auf der Kommode standen neben dem Farbfernsehapparat zwei leere Flaschen Champagner und zwei leere Gläser, das eine mit halbmondförmigem Lippenstiftrand. »Ich habe Sie hier in einer Absteige erwischt.«

»Worüber sprechen Sie? Sie sind ja verrückt. Verlassen Sie sofort mein Zimmer.«

»Spielen Sie sich nicht noch auf. Wie heißen Sie übrigens?«

»Das sage ich nicht. Ich muß Ihnen überhaupt nichts sagen.«

Seine Hose hing über einer Stuhllehne. Ich langte hinüber und zog die Brieftasche aus seiner Hosentasche. Er protestierte, aber das half ihm nichts. Ich las in seinem Führerschein: Fraser W.

Robinson. Dann steckte ich den Führerschein zurück in die Brieftasche und diese zurück in die Hose.

»Also, Fraser, jetzt werden wir uns mal unterhalten. Ich saß in der Halle, als Harroway mit dem Flittchen ankam. Ich saß noch da, als Sie hineingingen und er herauskam. Und jetzt bin

ich hier. Ich habe Sie erwischt. Aber ich schlage Ihnen einen Handel vor.«

Fraser sah zur Tür, zum Fenster und in die vier Zimmerecken. Als er keinen Fluchtweg entdeckte, fragte er: »Was für einen Handel?«

»Sie erzählen mir alles über Harroway, das Mädchen und die Kommune, und ich werde niemandem etwas über Harroway, das Mädchen, die Kommune *und Sie* erzählen. Ist das ein Tausch?«

»Und wenn ich den Manager rufe und Sie einfach hinauswerfen lasse?«

»Das Zimmer haben nicht Sie, sondern ein Mr. Victor gemietet. Ich werde Sie wegen Mordes, Menschenraubes und Verführung Minderjähriger verhaften lassen.«

»Wenn Sie Geld brauchen, so kann ich Ihnen einiges besorgen. Ich habe jetzt nicht viel bei mir, aber…«

»Nein«, sagte ich. »Ich will kein Geld.« Ich spielte mit meiner Pistole, öffnete das Magazin, um vor seinen Augen zu prüfen, ob sie geladen war, und schloß sie wieder. »Also, wollen Sie jetzt endlich reden?«

»Was wollen Sie wissen?« fragte er.

Ich steckte die Waffe ein. »Ich möchte wissen, was Harroway hier treibt. Dieses Schäferstündchen war wohlorganisiert. Harroway ist Zuhälter, aber ich möchte Einzelheiten wissen, vor allem, was er sonst noch anbietet.«

»Alles«, sagte Robinson leise.

»Was zum Beispiel?«

»Rauschgift, Pornofilme, Sexshows, Fotos, Fetischkram – Sie kennen das Zeug, Eisenketten, Lederbüstenhalter, Peitschen und so etwas.«

»Welche Art Rauschgift?«

»Das weiß ich nicht. Wahrscheinlich alles. Ich bin an Rauschgift nicht interessiert. Mit Heroin handelt er wohl nicht, wie ich hörte.«

»Woher bekommt er den Stoff?«

»Auch das weiß ich nicht. Ich habe doch gesagt, daß ich mich nicht für Rauschgift interessiere.«

»Ja, das glaube ich Ihnen.« Ich warf einen Blick auf die leeren Flaschen. »Sie bevorzugen Champagner, das vergaß ich beinahe. Wie haben Sie zu Harroway Kontakt aufgenommen?«

»Dr. Croft gab mir eine kleine Karte mit seiner Telefonnummer.«

»Wie kam er darauf?«

»Ich hatte Kummer mit meiner Frau. Sie war nicht sehr an Sex interessiert, und da dachte ich, daß ich vielleicht etwas falsch machte. Deshalb fragte ich Dr. Croft um Rat. Er sagte, wenn ich Entspannung brauchte, so hätte er eine Adresse für mich. Das würde auch unsere Ehe retten. Er gab mir die Karte mit der Nummer. Reichen Sie mir meine Hose. Die Karte ist immer noch in der Brieftasche.« Robinson holte sie heraus. Es war eine Visitenkarte, auf der nur eine Telefonnummer stand.

»War auch Ihre Frau jemals bei Dr. Croft?« fragte ich.

»Nein, warum?«

»Nur so. Wie funktioniert die Verbindung zwischen Croft und Harroway?«

»Das weiß ich nicht. Keiner von beiden erwähnte etwas. Croft sprach nie wieder über dieses Thema, seit er mir die Karte gegeben hatte. Ich habe auch nie das Gespräch darauf gebracht. Es ist schließlich nicht angenehm, mit einer frigiden Frau verheiratet zu sein und seine Bedürfnisse bei anderen zu stillen.« Er verstand es blendend, die Schuld für seine Untreue seiner Frau anzulasten.

»Wieviel kostet der Spaß?« fragte ich.

»Hundert Dollar für die ganze Nacht. Aber ich kann nicht die ganze Nacht wegbleiben. Meine Frau würde nicht ins Bett gehen, wenn ich nicht zu Hause bin. Speziellere Wünsche werden gegen Aufpreis erfüllt.« Er war ganz aufgeregt, als er davon berichtete. »Manchmal leiste ich mir eine Puppe für hundertfünfzig, die erscheint dann im Schulmädchen-Look: weiter Rock, hochgeschlossene Bluse, aufgeweckt und guterzogen…«

»Das ist doch was«, ermunterte ich ihn weiterzuerzählen.

»Manchmal arrangieren sie auch Partys. Ich habe eine miterlebt. Da gab es fünf Weiber und eine Ziege, und jeder durfte, der wollte. Auch mit der Ziege. Wie sie die herausgeputzt hatten!«

»Schade, daß mir das entgangen ist. Woher bringt Harroway die Mädchen?«

»Das weiß ich nicht. Aber sie sind alle blutjung und leben mit ihm zusammen auf einer Farm. Eine Kommune nach der Art von Charles Manson, wie ich hörte.«

»Gut, Fraser«, sagte ich schließlich. »Sie haben die Bedingung erfüllt. Sie sind jetzt frei, aber Sie wissen, daß ich Sie und Ihre Hobbys kenne.«

»Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich wußte. Sie haben keinen Grund, mir weitere Unannehmlichkeiten zu bereiten. Wenn Harroway erfährt, daß ich Ihnen erzählt habe…«

»Schon gut, Fraser. Ziehen Sie Ihre Hose an.« Ich ging hinaus und schloß die Tür.

In der Halle sah ich auf meine Uhr. Es war Viertel nach zehn. Dienstagabend, fiel mir ein. Ich war mit Susan Silverman zum Abendessen und vielleicht einer kleinen Überraschung als Dessert verabredet und hatte mich um zwei Stunden und fünfzehn Minuten verspätet.

Ich rief sie von einer Telefonzelle aus an. »Susan«, sagte ich. »Der Frauenverein von West-Peabody hat mich

gefangengenommen und will mich vergewaltigen. Falls es mir gelingt, mich zu befreien, ist es dann schon zu spät?«

Am anderen Ende der Leitung blieb es eine Zeitlang still. »Fast«, sagte sie endlich und hängte ein.

22

Unterwegs kaufte ich noch eine Flasche Dom Perignon, und so war es inzwischen halb elf, als ich bei Susan Silverman eintraf. Susan ließ mich wortlos eintreten. Ich hielt ihr die Flasche hin. »Die ist mir unterwegs zugelaufen«, sagte ich.

Sie nahm die Flasche. »Danke«, sagte sie. Sie hatte eine schokoladenbraune Satinbluse an und eine kupferfarbene Hose. »Möchtest du gleich einen Schluck davon trinken?«

»Ja.«

»Dann komm mit in die Küche und öffne die Flasche. Ich bin nicht besonders gut im Champagnerentkorken.«

Das Haus war klein und gemütlich. Im Wohnzimmerkamin brannte ein Feuer. Zwischen Wohnzimmer und Küche war ein kleines Eßzimmer. Der Tisch war für zwei Personen gedeckt, mit weißem Porzellan und Kristallgläsern.

Die Küche war holzgetäfelt. Von der Decke hing ein zum Kronleuchter umgearbeitetes Wagenrad über einem rustikalen Holztisch. Susan stellte die Champagnerflasche auf den Tisch und holte zwei Gläser aus dem Küchenschrank. Ich entkorkte die Flasche, füllte ihr Glas und reichte es ihr.

»Es tut mir furchtbar leid, Susan«, sagte ich.

»Wo hast du gesteckt?«

»Fast die ganze Zeit in der Motelhalle der *Hideaway Inn.* Dort habe ich Zeitung gelesen und zwei Stangen Karamelschokolade gegessen.«

Sie nahm die Champagnerflasche. »Komm, den Rest können wir genausogut am Kaminfeuer trinken.« Ich folgte ihr ins Wohnzimmer. Sie setzte sich in einen schwarzen Schaukelstuhl und ich auf die Couch. Auf dem Couchtisch

stand eine Käsekugel mit Ananas, grünem Pfeffer und Walnüssen, daneben eine Schüssel mit Käsegebäck.

»Das sieht ja noch verlockender aus als Karamelschokolade«, sagte ich und nahm die Champagnerflasche zur Hand. »Darf ich?« fragte ich.

»Nein, danke.«

Ich schenkte mir selbst etwas ein und lehnte mich dann zurück. Das Feuer prasselte leicht, als ein frischer Holzscheit nachsackte. Das Wohnzimmer war zum Teil königsblau tapeziert, zum Teil hell getäfelt. Über dem Kamin hing ein riesiger Nachdruck von Picassos *Guernica.*

»Hör zu, Susan«, sagte ich. »Ich arbeite oft zu ungewöhnlicher Stunde. Wenn ich eine Spur verfolge, kann ich nicht anrufen und sagen, daß ich mich verspäten werde. Das läßt sich nicht ändern.«

»Ich weiß. Ich wußte es auch die zweieinhalb Stunden lang, als ich besorgt durch die Wohnung lief und auf dich schimpfte.«

»Ist das Essen jetzt ungenießbar?«

»Nein. Ich habe ein Cassoulet gemacht. Bohnengerichte schmecken aufgewärmt besser.«

»Das ist gut.«

Sie sah mich durchdringend an. »Sag mir die Wahrheit, Spenser. Was ist geschehen?«

Ich erzählte ihr alles. Zwischendurch stand sie auf und füllte unsere Champagnergläser. Als ich mit meiner Erzählung am Ende war, fragte sie: »Aber wo ist Kevin?«

»Das weiß ich nicht. Ich vermute, daß Harroway ihn irgendwo versteckt hält. Vielleicht in Boston. Er muß nervös geworden sein, nachdem wir ihm einen Besuch abgestattet hatten.«

»Und Harroway geht hier in Smithfield seinem Geschäft mit dem Laster nach? Wie kann er das? Smithfield ist keine

Großstadt. Wie kommt es, daß die Polizei nichts davon merkt?«

»Wer sagt, daß sie nichts merkt?«

»Denkst du an Bestechung?«

»Vielleicht. Vielleicht hat Harroway auch Freunde in höheren Stellungen. Denk nur an Dr. Croft, der Fraser Robinson in Vickis Puff schickte.«

»Aber daß auch die Polizei korrupt sein soll…«

»Polizeibeamte sind auch nur Menschen, die wie Lehrer und Schulpsychologen in öffentlichen Diensten stehen. Und dann gibt es eine gewisse Hierarchie. Wenn eine höher gestellte Persönlichkeit ihre Freizeit gern mit fünf Nutten und einer Ziege verbringt, wird sich ein kleiner Polizeibeamter wohl kaum erdreisten, das verhindern zu wollen.«

Die Champagnerflasche war leer. »Ich habe auch eine Flasche besorgt«, sagte sie und verschwand in der Küche, um sie zu holen. Ich legte noch einen Holzscheit aufs Feuer. Als sie zurückkam, setzte sie sich neben mich auf die Couch und reichte mir die Flasche. Ich war sehr aufgeregt. »Nächsten Dienstag«, hatte sie gesagt… Ich entkorkte die Flasche und schenkte ein.

»Was willst du jetzt weiter unternehmen?« fragte sie mich.

»Nun, ich weiß, daß Kevin freiwillig bei Vic lebt. Außerdem weiß ich, daß Vic homosexuell ist.«

»Das *weißt* du nicht.«

»Ich habe ihn nicht in flagranti ertappt, aber ich weiß es trotzdem. Die Leute, die es mir erzählt haben, sind vertrauenswürdig. Ich muß es auch gar nicht beweisen.«

»In der Beziehung geht es dir besser als der Polizei.«

»Ja, aber nur in dieser. Wenn also Kevin, wie du sagtest, ungelöste Identitätsprobleme hat…«

»Möglicherweise«, sagte ich.

»Gut, wenn er also diese ungelösten Probleme hat, dann beruht diese Beziehung vielleicht auf gegenseitiger Zuneigung. Stimmst du mir zu?«

»Spenser, das kannst du nicht einfach behaupten. So vieles kann eine Rolle spielen, und schließlich bin ich keine…«

»Ich weiß, es ist ja nur eine Hypothese. Ich kann mir den Luxus eines Professorengutachtens nicht leisten. Die Zeit drängt. Ich stelle mir also vor, daß Vic und Kevin zusammenleben. Kevin sieht in Harro way Qualitäten, die er bei seinen Eltern vermißt. Deshalb rannte er fort, später hat er dann aus Haß gegen seine Eltern mit Harroway die Entführung vorgetäuscht. Sie schickten den Erpresserbrief, inszenierten die Telefonanrufe und schickten das Meerschweinchen, nachdem es gestorben war. Dann sind sie, vielleicht weil Kevin sich etwas zum Anziehen holen wollte oder um sich mit Alkohol zu versorgen, zu Kevin nach Hause gefahren. Kevin hatte ja einen Schlüssel. Earl Maguire muß die beiden überrascht und Harroway so zugeschlagen haben, daß Maguire nicht mehr aufstand.«

»Und was hat deiner Meinung nach Dr. Croft mit der ganzen Sache zu tun?«

»Vielleicht nichts, vielleicht hat er tatsächlich nur seinem Freund Robinson einen Tip gegeben. Vielleicht ist er nur ein zufriedener Kunde, vielleicht ist er aber auch ein zwischengeschalteter Drogenlieferant. Ich kann mir vorstellen, daß Harroway in jenen Kreisen nicht gern gesehen wird.«

»Was willst du nun tun?«

»Ich dachte daran, meine Hand auf dein Bein zu legen und Baudelaire zu rezitieren.«

»Dummkopf, ich meine in bezug auf Vic Harroway, Dr. Croft und Kevin?«

»In dieser Sache will ich gleich etwas unternehmen. Wo ist dein Telefon?«

»In der Küche.«

Ich stand auf und rief bei der Mordkommission in Boston an. »Lieutenant Quirk, bitte.« Susan war mit herausgekommen und sah nach dem Cassoulet im Herd.

»Wer ist am Apparat?«

»Mein Name ist Spenser.«

»Moment, bitte.« Die Leitung war sekundenlang tot, dann hörte ich eine Stimme. »Spenser, hier ist Frank Belson. Quirk hat schon Feierabend.«

»Frank, kannst du mir einen Gefallen tun?«

»O Gott, der Lieutenant und ich haben uns direkt schon überlegt, was wir bloß tun könnten, um dir eine Freude zu bereiten.

Und jetzt rufst du an. Welch ein Glück!«

»Sei nicht sauer, Frank. Ich muß dringend wissen, ob ein gewisser Dr. Raymond Croft, Facharzt für Allgemeinmedizin, bei euch bekannt ist.« Ich blätterte im Telefonbuch von Smithfield und gab ihm noch die Adresse und Susans Telefonnummer durch, bevor ich ihn bat, mich zurückzurufen. »Falls ich nicht hier bin, hinterlasse bitte eine Nachricht.«

»Soll ich sie nicht persönlich vorbeibringen?«

»Vielleicht kann ich dir auch mal einen Dienst erweisen, Frank.« Ich hängte ein und erkundigte mich bei Susan nach dem Essen.

»Es bleibt warm im Herd. Laß uns vorher noch unseren Champagner austrinken.«

Wir gingen ins Wohnzimmer zurück und tranken. Ich fühlte mich wunderbar.

»Darling«, flüsterte ich Susan ins Ohr. »Ich liebe dich und weiß nicht, was ich tun soll.«

»Du bist ein romantischer Esel, Spenser«, sagte sie und sah mich über den Rand des Champagnerglases an. »Bist du wirklich ein Detektiv oder am Ende gar ein Dichter?«

»Schluß mit dem Liebesgeflüster«, sagte ich mit gespieltem Ernst. »Runter mit den Klamotten.«

Sie setzte das Champagnerglas ab und sah mich fest an. »Bitte, sei doch einmal ernst, nur einen Augenblick lang«, bat sie mich. Ich schluckte schwer.

»Ich meine es ernst«, sagte ich.

Sie lächelte. »Das weiß ich. Aber ist es nicht seltsam, daß zwei erwachsene Menschen, die beide wissen, was sie wollen, nicht den Weg ins Bett finden? Seit meiner Collegezeit kam ich mir nicht mehr so dämlich vor.«

»Darf ich dich küssen?«

»Ja, aber nicht hier. Gehen wir ins Schlafzimmer.«

Ich folgte ihr durch einen kleinen Korridor ins Schlafzimmer. Dort stand ein breites Holzbett mit einer goldgelben Decke, am Fußende eine Truhe aus Pinienholz.

Als sie ihre Bluse aufknöpfte, wandte sie sich mir zu. »Kannst du bitte das Bett abdecken?« fragte sie. Ich tat es. Die Bettwäsche war goldgelb mit korallenroten Blümchen. Während ich mich auszog, betrachtete ich Susan, die an der anderen Seite des Bettes saß und ihren Büstenhalter aufhakte. Sie sah, daß ich sie beobachtete, lächelte und ließ den Büstenhalter fallen. Ich atmete schwer und zog mich schnell aus. Wir waren beide nackt, jeder auf einer Seite des Bettes. An ihrem Hals konnte ich den Puls sehen. Sie legte sich hin. »Jetzt darfst du mich küssen.«

Ich tat es. Mit geschlossenen Augen und lange. Dann öffnete ich die Augen und stellte fest, daß auch sie mich aus den Augenwinkeln ansah. Sie stieß ihre Zunge in meinen Mund und kicherte. So lagen wir eine Weile eng aneinandergepreßt, küßten uns und kicherten fröhlich wie Kinder. Das war ein guter Anfang. Allmählich schlossen wir die Augen, und das Kichern hörte auf.

23

Um zwei Uhr früh aßen wir das Cassoulet und tranken Beaujolais. Wir saßen bei Kerzenlicht im Eßzimmer und gingen erst um vier Uhr schlafen. Am Morgen meldete Susan sich im Büro krank, und wir schliefen fast bis mittags. Nachdem wir uns mit einer Tasse Kaffee gestärkt hatten, putzten wir das Eßzimmer und die Küche. Es war zwei Uhr nachmittags, als ich wieder an die Arbeit ging.

Dr. Croft hatte seine Praxis in einem Ärztehaus am Rande eines kleinen Einkaufszentrums von Smithfield. Es war ein zweigeschossiger Ziegelbau, mit Holzpaneelen abgesetzt, einem Flachdach und Raum für etwa zehn Arztpraxen. Im Innern herrschte eine vornehm kühle Atmosphäre. Im Wartezimmer saßen vier Patienten, drei Frauen und ein Mann.

Der Warteraum war hell getäfelt. Ein dunkelhäutiges Mädchen mit stark toupierter Hochfrisur und frisch gestärktem Kittel musterte mich von ihrer Theke aus.

»Ich möchte bitte den Doktor sprechen«, sagte ich.

»Haben Sie einen Termin?«

»Nein, aber wenn Sie ihm meine Karte geben und ihm sagen, daß es wichtig ist, wird er mich empfangen.« Ich reichte ihr meine Visitenkarte.

»Waren Sie schon einmal Patient bei Dr. Croft?«

»Nein, Madam.«

»Und welches sind Ihre Beschwerden?« Sie spannte eine kleine gelbe Karteikarte in ihre Schreibmaschine.

»Neugierde über einen gewissen Fraser Robinson.«

»Wie bitte?«

»Hören Sie, Werteste, warum bringen Sie nicht einfach dem Doktor meine Karte, erzählen ihm mein Anliegen und lassen ihn sich selbst den Kopf zerbrechen?«

Sie sah mich einen Moment lang mißmutig an, stand dann auf und verschwand kommentarlos hinter einer Tür. Nach wenigen Sekunden erschien sie wieder. »Der Doktor läßt bitten«, sagte sie mit eisiger Stimme, als hoffte sie, Dr. Croft würde eine unheilbare Krankheit bei mir feststellen. Eine der Damen empörte sich über die Frechheit mancher Leute, sich vorzudrängein, aber dann stand ich schon in dem schmalen Korridor, von dem rechts und links kleine Behandlungszimmer abgingen. Croft trat aus der letzten Tür auf der rechten Seite heraus und winkte mich herein. »Kommen Sie, Spenser. Nett, daß wir uns wiedersehen.«

Ich ging hinein und nahm im Besucherstuhl vor seinem großen, eleganten Schreibtisch Platz. An der Wand hing seine Approbation und einige andere vertraueneinflößende Dokumente. Croft trug einen weißen Arztkittel über seinem blau-weiß gestreiften Hemd und seiner rot-silber gestreiften Krawatte. Er saß vor mir an seinem Schreibtisch, die Ellbogen auf die Tischplatte, den Kopf in die Hände gestützt. Am kleinen Finger der linken Hand trug er einen goldenen Ring mit blauem Stein.

»Was kann ich für Sie tun?« fragte er und lächelte gewinnend.

»Fraser Robinson erzählte mir, daß Sie für Vic Harroway kuppeln.«

Croft lächelte. »Wie bitte?«

»Geben Sie’s auf, Croft. Ich habe Sie durchschaut. Ich habe Robinson in einem Motel mit einem heranwachsenden Mädchen erwischt, und er hat sich mir anvertraut. Das hat für Sie keine schlimmen Folgen, denn ich bin schließlich nicht von der Sittenpolizei. Aber ich möchte, daß Sie mir alles erzählen,

was Sie über Harroway und Kevin Bartlett wissen und wie Earl Maguire ums Leben kam.«

Croft drückte eine Taste der Gegensprechanlage. »Joan«, sagte er. »Ich möchte die nächste halbe Stunde nicht gestört werden. Falls ein Notfall kommt, schicken Sie ihn bitte zu Dr. LeBlanc.« Er wandte sich wieder mir zu. »Sie übertreiben, Spenser. Robinson kam zu mir mit Sexproblemen. Er ist sexuell sehr aktiv, und seine Frau ist es leider überhaupt nicht. Deshalb lagen sich die beiden ständig in den Haaren. Fraser hat sich mir nicht nur als Arzt, sondern auch als Freund anvertraut. Als solcher gab ich ihm den Rat, sich einmal sexuell auszutoben. Seitdem ist seine Ehe in Ordnung. Ich würde diesen Rat jederzeit wiederholen.«

»Woher kannten Sie Harroway, Doktor?«

»Ich hatte von ihm gehört. In einer kleinen Stadt wie dieser, wo man als Arzt viel herumkommt, hört man so manches.«

»Haben Sie ihn nie gesehen?«

»Natürlich nicht. Wir verkehren nicht in denselben Kreisen.« Croft sah mich forschend an.

»Und woher hatten Sie die Visitenkarte mit seiner Telefonnummer?«

Croft blinzelte einen Moment lang irritiert. »Seine Karte? Ich hatte niemals eine Visitenkarte von Harroway.« Er griff instinktiv zur mittleren Schreibtischschublade, beherrschte sich aber gleich wieder, faltete seine Hände im Schoß und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Doch, Sie haben Robinson eine kleine Karte mit aufgedruckter Telefonnummer gegeben.« Ich stand auf und ging ans Fenster. Von hier hatte man eine hübsche Aussicht auf die Schnellstraße 128. Blitzschnell drehte ich mich um und zog die mittlere Schreibtischschublade auf. Er wollte sie wieder zustoßen, aber ich war stärker. In einer Ecke lag ein hübsches Päckchen mit kleinen weißen Karten, wie Robinson

mir eine gegeben hatte. Ich nahm eine Karte heraus, trat vom Schreibtisch zurück und setzte mich wieder. Crofts Gesicht war dunkelrot angelaufen.

Dann hatte er sich wieder in der Gewalt. »Nun, so etwas gibt man ungern zu. Ich habe Harroway tatsächlich einmal in einem Motel getroffen und den Abend mit einem seiner Mädchen verbracht. Anschließend gab mir Harroway die Karten und bat mich, sie an interessierte Patienten weiterzugeben, an Leute wie Fraser.«

»Croft«, sagte ich, »Sie wollen mich auf den Arm nehmen. Eine diskrete Visitenkarte nur mit Telefonnummer als Therapie für sexuelle Überfunktion, das riecht nicht nach Harroway. Der ist eher der Typ, sich an eine Ecke im Hafenviertel zu stellen und zu brüllen: ›Seeleute, braucht ihr einen Bettwärmer?‹ *Sie* haben den Plan ausgeheckt, und Sie gehören dazu wie die Olive zum Martini.«

»Das können Sie nicht beweisen.«

»Ich kann es beweisen, und wenn Sie mich dazu zwingen, werden Sie für die nächsten fünf bis zehn Jahre in Walpole Tüten kleben. Aber das haben Sie nicht nötig, wenn Sie mir die gewünschte Information geben.«

»Was wollen Sie wissen?«

»Wo ist Kevin Bartlett?«

»Bei Vic in Boston. Vic hat dort ein Apartment gemietet.«

»Wo?«

»Das weiß ich nicht.«

»Liefern Sie für Harroway Rauschgift aus?«

»Nein, bestimmt nicht.« Er war nicht bereit, mehr zuzugeben, als ich beweisen konnte.

»Hat er Ihnen Geld gegeben?«

»Nein, nie.«

»Wenn mich nicht alles täuscht, haben Sie ihm in der vorletzten Nacht eine Aktentasche mit Drogen übergeben und

einen Briefumschlag mit Banknoten dafür kassiert.« Croft sah mich an, als hätte er Bauchweh. »Oder wollen Sie behaupten, daß in der Aktentasche die neuesten Schallplatten waren?«

Croft sah zum Fenster, zur Tür und dann zu mir. Er rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. »Ich möchte einen Anwalt«, krächzte er mühsam.

»Den hätten Sie nicht nötig, wenn Sie mir behilflich wären, den Jungen zu finden. Falls nicht, wird man Sie unter Umständen der Beihilfe zum Mord bezichtigen, trotz Anwalt.«

»Ich sagte Ihnen, daß der Junge bei Vic in Boston ist.«

»Ich will die Adresse wissen. Geben Sie sie mir, dann will ich versuchen, Sie aus dem Rest herauszuhalten.«

»In Fenway' Park Drive Nr. 136, Apartment Nummer drei.«

Ich griff zum Telefonhörer und wählte. Er sah mich erstaunt an. »Was tun Sie?«

»Ich möchte Sie nur für eine kleine Weile auf Eis legen.« Die Staatspolizei von Essex meldete sich. »Lieutenant Healy, bitte«, sagte ich.

Croft sprang auf. Ich drückte ihn wieder auf seinen Stuhl. »Seien Sie vernünftig. Ich kann Ihnen nicht vertrauen, daß Sie Harroway nicht warnen. Sobald ich den Jungen habe, befreie ich Sie.«

Healy meldete sich. Ich sagte: »Hier ist Spenser. Ich habe einen Verdächtigen oder so etwas ähnliches im Fall Bartlett und möchte Sie bitten, diesen Nachmittag auf ihn aufzupassen, während ich den Jungen suche.«

»Wie heißt er?« fragte Healy.

»John X.«

»Ach, der.«

»Er gab mir einen Tip, wo ich den Jungen finde, aber ich möchte sicher sein, daß er niemanden vorher warnt.«

»Ich vermute, er wollte Sie nicht persönlich hinführen.«

»Ja, wir haben uns auf diesen Kompromiß geeinigt.«

»Und Sie möchten ihn kaltstellen, bis Sie den Bartlett-Jungen haben, ohne Anklage?«

»Ja.«

»Das ist ungesetzlich.«

»Ja.«

»Und Sie meinen, Sie verlieren die Spur des Jungen, wenn Sie John X den Rücken zukehren?«

»Ja.« Croft saß steif auf seinem Stuhl und sah starr vor sich hin. Dann sagte Healy: »Gut. Wo sind Sie? Ich schicke Ihnen einen Streifenwagen.«

»Wir werden an der nördlichen Ausfahrt der Schnellstraße 128, unter der Überführung der Schnellstraße eins stehen. Rotes Chevrolet Kabriolett, Baujahr 1968.« Ich gab ihm meine Autonummer und Susans Telefonnummer für den Fall, daß er eine Nachricht hinterlassen wollte.

»Wenn das in die Hose geht, Spenser, kassiere ich Ihre Lizenz und drehe Ihnen persönlich den Hals um.« Healy legte auf.

»Alles in Ordnung, Doktor. Sie haben verstanden, was ich vorhabe. Gehen wir.«

»Wie lange werden sie mich festhalten?«

»Bis ich den Jungen habe. Sobald er sicher zu Hause ist, befreie ich Sie.«

»Woher wollen Sie wissen, wo ich bin?«

»Von Healy.«

»Wer ist Healy?«

»Lieutenant bei der Staatspolizei. Und versuchen Sie nicht, ihn zu bestechen. Er würde Sie dafür an den Galgen liefern.«

Croft sagte der Sprechstundenhilfe, daß er zu einem dringenden Fall weg müsse, und wir verließen das Gebäude durch eine Hintertür. Wir waren kaum am Treffpunkt angekommen, als ein blauer Wagen der Staatspolizei hinter

uns parkte. Ein rothaariger Polizist mit abstehenden Ohren stieg aus und kam an meinen Wagen.

»Sind Sie Spenser?« fragte er.

»Ja.«

»Ich soll einen Mr. John X abholen«, sagte er mit ausdrucksloser Miene.

Ich nickte Croft zu. Der Polizist ging um das Auto herum und öffnete die Tür. Croft stieg aus. Der Polizist schloß die Tür, und ich fuhr weiter.

24

Das hellblaue Polizeiauto von Smithfield stand wieder in der Auffahrt der Bartletts, und Silveria, der Polizist mit dem Wuschelkopf, saß am Steuer und las eine Sportillustrierte.

Ich parkte neben ihm. Als ich ausstieg, warf er mir über den Rand seiner Illustrierten einen Blick zu. »Lassen Sie das Ding bloß nicht am Entrümpelungstag auf der Straße stehen«, rief er mir zu.

»Werden Ihre Lippen nicht müde beim Lesen?«

»Die Ohren werden müde, wenn man den ganzen Tag Mrs. Bartletts Geschimpfe über Sie anhören muß. Mein Gott, was die Frau für ein Mundwerk hat.«

»Warten Sie nur, wie ich sie mit Engelszunge besänftigen werde.«

»Viel Glück«, wünschte mir Silveria, als ich zum Hintereingang ging.

Marge Bartlett öffnete die Tür. »Spenser, Sie Lump, wo haben Sie gesteckt?«

»Ich weiß, wo Ihr Sohn ist«, sagte ich kurz.

»Wir bezahlen Sie, daß Sie mich bewachen, und Sie rennen weg und kümmern sich nicht um mich.«

»Ich weiß, wo Ihr Sohn ist, und ich möchte, daß Sie und Ihr Mann mitkommen, um ihn abzuholen.«

»Es ist ein Glück, daß ich noch am Leben bin.«

Ich stieß sie ins Haus. »Wo ist ihr Mann? Arbeitet er heute?«

»Verdammt noch mal, Spenser, wollen Sie mir nicht erklären, wo Sie waren?«

Ich ging zum Spülbecken und ließ Wasser in ein Glas laufen. Dabei kehrte ich ihr den Rücken zu. »Ich will, verdammt noch

mal, eine Erklärung«, keifte sie. Ich drehte mich um und goß ihr das Wasser über den Kopf. Sie kreischte auf und trat zurück.

»So, und jetzt werden Sie mir endlich zuhören«, sagte ich. Sie riß ein Papierhandtuch von einer Rolle herunter und trocknete sich damit notdürftig das Haar. »Ich weiß, wo Kevin ist, und möchte, daß Sie und Ihr Mann nach Boston mitkommen, um ihn abzuholen.«

»Können Sie das nicht erledigen? Es könnte Ärger geben, und außerdem bin ich nicht frisiert und nicht angezogen. Vielleicht macht er eine häßliche Szene, wenn ich dabei bin.«

»Nein«, sagte ich. »Ich werde Sie zu ihm hinführen und Ärger vermeiden helfen. Aber er ist Ihr Sohn. Sie werden ihn nach Hause bringen – und nicht ich, womöglich noch mit Gewalt. Das sind Sie ihm schuldig.«

»Mein Mann ist auf einer Baustelle in der Stadt. Er baut gerade eine Wohnsiedlung in der Salem Street. Wir können ihn dort unterwegs abholen.«

»Einverstanden. Also, brechen wir auf. Wir fahren mit meinem Auto.«

»Ich muß mich schnell umziehen und kämmen. So kann ich nicht aus dem Haus.« Sie hatte Jeans an, ein Herrenoberhemd und Segeltuchschuhe.

»Wir gehen nicht zum Tanzen«, sagte ich, aber sie blieb hartnäckig und lief ins Schlafzimmer hinauf.

Zwanzig Minuten später kam sie herunter. Sie trug jetzt einen zweireihigen, blauen Nadelstreifenanzug, eine blau-weiß gepunktete Bluse und Plateauschuhe. Ihr Gesicht war sorgfältig geschminkt, das Haar kunstvoll frisiert und mit Hilfe von Spray in Form gehalten. Sie setzte eine Sonnenbrille mit großen, runden, blauen Gläsern auf, nahm ihre Handtasche vom Tisch in der Diele und erklärte, daß sie nun fertig sei.

»Hoffentlich haben Sie auch saubere Unterwäsche an, falls wir verunglücken.« Sie antwortete nicht, und ich beließ es bei dieser kleinen Spitze.

Als wir Roger Bartlett in der Baubude antrafen, hatte er einen grünen Arbeitsoverall an und einen Ordner mit Werkplänen in der Hand.

»Das ist ja großartig«, sagte er, als ich ihm erzählte, was wir vorhatten. »Warten Sie eine Minute, ich sage nur dem Bauführer Bescheid, dann komme ich mit.« Er ging zu einem halbfertigen Bau und rief einem Mann auf dem Gerüst etwas zu. Dann kam er zu meinem Auto und stieg ein.

Unterwegs erzählte ich den Bartletts ein wenig von dem, was ich wußte, natürlich keine Einzelheiten und von Croft und Fraser Robinson gar nichts. Vic Harroway, stellte sich heraus, kannte keiner von beiden. »Dieser Hurensohn«, schimpfte Bartlett, »wenn er meinem Jungen etwas getan hat, bringe ich ihn um.«

»Nein«, sagte ich. »Lassen Sie mich mit Harroway verhandeln. Er ist nicht einfach.«

»Kevin ist mein Kind, nicht Ihres«, sagte Bartlett.

»Er hat Kevin nichts getan. Die beiden mögen einander. Kevin ist freiwillig bei ihm.«

»Dieser Hurensohn«, schimpfte Bartlett.

Der Fluß lag zu unserer Rechten, als wir den Storrow Drive bis zur Ausfahrt nach Kenmore hinunterfuhren. Über die Commonwealth Avenue kamen wir zum Park Drive. Auf der rechten Seite standen rote und gelbe Backsteinhäuser, meistenteils aus der Vorkriegszeit. Sie hatten nicht mehr als vier Stockwerke, manche jedoch Höfe. Es war eine ruhige Wohngegend. Auf der linken Seite war eine Parkanlage, die sich bis zum Fluß erstreckte und seinen zahlreichen Windungen folgte. Im Frühherbst blühten hier noch die

prächtigsten Blumen, die Bäume waren noch grün, und das Riedgras in Ufernähe war mannshoch.

Die Nummer 136 lag gegenüber einem Sportplatz. An dieser Stelle wurde die Straße breiter, und zwischen den beiden Fahrbahnen gab es einen Grünstreifen. Dort parkte ich.

Marge Bartlett sah sich um. »Die Gegend ist nicht häßlich. Einen Katzensprung vom Museum entfernt und ein hübscher Park vor der Haustür.«

Wir klingelten beim Hausmeister. Eine dicke ältere Frau ohne Zähne und mit unordentlichem, grauem Haar kam an die Tür. Sie trug ein geblümtes Hauskleid und rosa Plüschpantoffel. Als sie die Tür öffnete, zeigte ich ihr eine Dienstmarke vom Sicherheitsdienst und fragte mit amtlicher Stimme: »Wo ist Apartment drei?«

»Gleich links, Officer, erste Tür. Gibt es Ärger?«

»Nein, keinen Ärger«, erwiderte ich ruhig. »Das ist nur eine Routineüberprüfung.«

Ich klopfte an die Tür. Die Bartletts standen hinter mir. Keine Antwort. Ich klopfte ein zweites Mal und legte dann mein Ohr an die Tür. Ich hörte nichts. »Öffnen Sie die Tür«, befahl ich der Hausmeistersfrau.

»Ich weiß nicht«, stotterte sie. »Wenn… Ich meine, die Mieter werden böse, wenn…«

»Hören Sie, meine Liebe«, sagte ich freundlich, aber bestimmt, »wenn ich mit einem Durchsuchungsbefehl zurückkomme, kann ich auch gleich einen Herrn von der Gebäudeaufsicht mitbringen und dieses Rattenloch gründlich filzen lassen.«

»Ist ja schon gut. Kein Grund, grob zu werden. Hier…« Sie zog ein Schlüsselbund aus ihrer Tasche und öffnete die Tür. Ich ging hinein, die rechte Hand am Abzugshahn meiner Pistole. Zwei Zimmer, Küche und Bad, die von einer faden, rosa gestrichenen Diele abgingen. Es war ziemlich aufgeräumt.

Das Bett war gemacht. Auf der Anrichte in der Küche lagen halb angetaute Hamburger. Im Schlafzimmer stand ein Doppelbett. An jeder Seite waren Kleidungsstücke zurechtgelegt.

Roger Bartlett sah die Jeans und das blaßblaue Polohemd. »Das sind Kevins Sachen«, sagte er. Auf dem anderen Bett lag eine schwarze Wolltrainingshose und ein sattgrünes, kurzärmeliges Seidenhemd mit durchgeknöpften Kragenspitzen. Auf der Kommode stand ein Farbfoto von Harroway und Kevin. Harroway hatte einen Arm um die Schulter des Jungen gelegt, und beide lächelten.

Auf Roger Bartletts Gesicht erschienen zwei dunkelrote Flecken, als er sich das Bild ansah.

»Ist das der Bursche?« fragte er.

»Ja, das ist er.«

»Er sieht wirklich ganz gut aus«, sagte Marge Bartlett. »Das Apartment ist auch sehr ordentlich.« Ihr Mann sah sie an, öffnete den Mund, schloß ihn aber, ohne etwas zu sagen.

»Gehen wir«, sagte ich. Die Hausmeistersfrau kam als letzte heraus und schloß die Tür wieder zu. Ich sagte: »Wenn Sie Mr. Harroway sehen, erzählen Sie ihm nicht, daß wir hier waren. Das war ein Besuch von amts wegen.« Ich wollte noch irgend etwas von nationaler Sicherheit erzählen, fürchtete aber, sie könnte Verdacht schöpfen.

»Was jetzt?« fragte Bartlett, als wir wieder draußen waren.

»Wir warten. Sie werden zurückkommen. Sie haben sich Sachen zum Anziehen zurechtgelegt, und das Fleisch zum Abendbrot taut bereits auf.« Wir gingen gerade auf mein Auto zu, als Marge Bartlett erschrocken ausrief: »Mein Gott, da ist Kevin!«

25

Sie kamen im Dauerlauf durch den Park, ein großer Mann und ein kleiner: Vic und Kevin. Harroway lief leicht und federnd, während der Junge offensichtlich Mühe hatte, mitzuhalten. Wir gingen zum Park hinüber, blieben hinter Hortensiensträuchern stehen und beobachteten sie. Nach meiner Berechnung würden sie an dieser Stelle vorbeikommen. Als sie näherkamen, hörten wir, wie Harroway den Jungen, der den Kopf hängen ließ, anfeuerte. Harroway hatte ein lavendelfarbenes, ärmelloses Netzhemd an und eine blaue Trainingshose mit weißen Streifen und Reißverschlüssen an den Knöcheln. Kevin trug ein weißes T-Shirt und eine graue Trainingshose, die ihm noch ein wenig zu groß war. Offensichtlich war es eine Neuanschaffung. Der Junge keuchte schwer, aber Harroway machte ihm Mut. »An der Tribüne ist es eine Meile, Kevin. Das schaffst du leicht.« Ich sah mich um. Nicht weit hinter uns war die Tribüne, deren Zementstufen zum Fußballfeld hinabführten.

Roger Bartlett trat vor und rief: »Kevin!«

Als der Junge seinen Vater sah, bog er links zur Tribüne ab und lief die Zementstufen hinunter. Bartlett rannte hinterher. Marge Bartlett schrie: »Kevin, komm sofort her! Kevin!« Ich beobachtete Harroway, der mich nur einen Moment lang ansah, um Kevin nicht aus den Augen zu verlieren. Bartlett holte seinen Sohn im Mittelfeld ein. Der Junge war schon vom Dauerlauf erschöpft gewesen. Als er Kevin festhielt, rannte Harroway los. Ich sagte zu Marge Bartlett: »Bleiben Sie hier!« und lief hinterher. Bartlett hielt Kevin am Arm fest. Der Junge wehrte sich und boxte seinen Vater mit der anderen Hand.

»Laß mich los, du Schwein«, schrie er seinen Vater an.

»Kevin, Kevin, ich möchte doch nur, daß du mit uns nach Hause zurückkommst«, bettelte Bartlett. Er weinte.

Harroway war vor mir da. Er packte Bartlett von hinten und schleuderte ihn zu Boden.

»Ich möchte bei dir bleiben, Vic«, jammerte Kevin, und hinter mir hörte ich plötzlich Marge Bartlett winseln.

»Keiner wird dich mitnehmen, Kev. Keiner«, sagte Harroway.

Inzwischen war Bartlett wieder aufgestanden. »Halten Sie sich hier raus, Spenser«, sagte er. »Das ist *mein* Junge.«

Der Schweiß glänzte auf Harroways Armen und Schultern.

»Bartlett«, sagte ich, »seien Sie vernünftig.«

»Lassen Sie's ihn doch versuchen«, rief Kevin aufgeregt. »Keiner kann Vic schlagen. Ihr alle zusammen könnt es nicht. Los, probier's doch mal, Roger.« Voller Verachtung redete er seinen Vater mit Vornamen an. »Nun zeig doch, was du kannst.«

Das tat Bartlett. Er war etwa fünfzig Jahre alt. Ein drahtiger kleiner Mann, der sein ganzes Leben lang körperlich gearbeitet hatte, aber neben Harroway fast gebrechlich wirkte. Er ging mit gesenktem Kopf auf Harroway zu. Der packte ihn mit der linken Hand und schlug ihm mit der rechten mitten ins Gesicht. Nach dem zweiten Schlag ließ er ihn los, und Bartlett fiel zu Boden. Er versuchte, wieder aufzustehen, schaffte es aber nicht, umfaßte Harroways Bein, um ihn zu Fall zu bringen, aber Harroway bewegte sich nicht.

Marge Bartlett fiel mit geballten Fäusten über Harroway her. Er versetzte ihr einen Schlag mit dem rechten Handrücken, so daß sie rückwärts in den Dreck fiel. Ihre Nase blutete. Kevin rief: »Mama!«

Ich hatte meine Pistole gezogen. »Aufhören«, befahl ich und zog Bartlett mit Gewalt von Harroway weg. Marge Bartlett saß

am Boden und legte den Kopf in den Nacken, weil ihre Nase immer noch blutete. Bartlett hockte und sah zu Harroway auf, der gerade den Arm um Kevins Schulter legte.

»Er bleibt bei mir«, sagte Harroway.

Ich richtete die Pistole auf ihn und sagte: »Das werden wir noch sehen.«

»Nichts werden wir sehen. Er bleibt bei mir. Ihre verdammte Pistole interessiert mich nicht.«

»Mehr könnt ihr nicht, als mich mit Waffengewalt zurückzubringen«, schrie Kevin. »Mit euren Händen könnt ihr Vic nicht bezwingen. Das schafft keiner. Wir bleiben zusammen. Wenn Sie ihn erschießen wollen, müssen Sie erst mich erschießen.« Er stellte sich vor Harroway.

Marge Bartlett zeterte. »Kevin, jetzt ist aber Schluß. Du kommst mit uns nach Hause. Mach dich nicht lächerlich.«

Kevin beachtete sie nicht. »Sie sehen, wie er mit dem großartigen Rog fertiggeworden ist.« Ich fühlte die Verachtung, die aus seinen Worten sprach, und konnte mir vorstellen, was sein Vater empfand. »So wird er jeden behandeln, der mir etwas antun will. Er sorgt für mich. Wir sind füreinander da.« Die dunklen Augen des Jungen funkelten, und wie sein Vater hatte er zwei rote Flecke auf den Wangen.

Ich öffnete das Magazin meiner Pistole und schüttelte die Patronen in meine linke Hand. Ich steckte sie in die Hosentasche und die Pistole ins Halfter. Dann zog ich meine Jacke aus, nahm das Halfter ab und legte beides auf die Erde.

»Was machen Sie?« fragte Kevin.

»Ich werde mich mit deinem Helden schlagen.«

Marge Bartlett jammerte. »Spenser!«

Harroway lächelte.

»Ich werde deinen Helden schlagen, Kevin«, sagte ich, »damit du weißt, daß auch der Stärkste verwundbar ist. Und dann sollst du dich entscheiden.«

Marge Bartlett protestierte. »Er kann sich nicht entscheiden. Er ist nicht alt genug.« Keiner achtete auf sie.

Harroway legte Kevin die Hände auf die Schultern und schob ihn sanft zur Seite. »Schau gut zu, Kev. Es wird nicht lange dauern.« Er hob die Schultern und spannte die Oberarmmuskeln. »Kann losgehen, Spenser.«

Ich konzentrierte mich auf seine Beine, um herauszufinden, ob er außer seiner überlegenen Muskelkraft auch über einen besonderen Kampfstil verfügte. So wie er dastand, breitbeinig, auf den ganzen Fußsohlen und mit leicht gebeugten Knien, wußte ich, daß er weder Judo- noch Karateerfahrung hatte. Das war gut. Ich mußte nur höllisch aufpassen.

Ich näherte mich ihm mit kleinen, leicht federnden Schritten. Die Erde war fest und trocken, und wir hatten auf dem Sportfeld genügend Platz. Auf der Zuschauertribüne hatten sich einige Schaulustige angesammelt. Ich landete einen Treffer auf Harroways Nase und duckte mich, als er zurückschlug. Er traf mich nicht. Wie oft er auch ausholte, immer war ich schnell genug, um seinen Schlägen auszuweichen. Dann gelangen mir zwei Treffer in die Nieren und ein zweiter Volltreffer auf seine Nase, die sofort zu bluten anfing. Aber das schien ihm alles nichts auszumachen, er kämpfte weiter. Das Geräusch eines Hubschraubers durchschnitt die atemberaubende Stille auf dem verwaisten Sportfeld und störte meine Konzentration. Unaufmerksamkeit kann ich mir nicht leisten, sagte ich mir, und riß mich zusammen. Ich traf Harroway an der Schläfe und am rechten Auge, aber er gab nicht auf. Erst letzte Woche hatte er bewiesen, daß seine Schläge tödlich sein konnten. Jetzt wurde sein Atem kürzer. Ich versetzte ihm einen Stoß mit der rechten

Schulter, wich links aus und traf ihn mit der linken Faust voll in die Magengrube. Er stöhnte vor Schmerz, bekam aber meine linke Schulter zu fassen. Blitzschnell drehte ich mich und ging dabei leicht in die Hocke, schnellte dann hoch und traf ihn mit einem Kantenschlag unterm Kiefer. Sein Kopf zuckte zurück, und ich schlug auf seinen Adamsapfel ein, drehte mich und entwand meine Schulter seinem Griff. Aus der Drehung heraus versetzte ich ihm mit meinem linken Ellenbogen einen kräftigen Stoß gegen den Kiefer. Die Wucht dieses Stoßes verfehlte ihre Wirkung nicht. Harroway japste nach Luft und ging zu Boden. Ich hörte Kevin vor Aufregung keuchen. Harroway hatte sich schon halbwegs aufgerichtet, als ich ihm ins Gesicht trat. Er rollte mehrmals über den Boden und stand plötzlich wieder. Sein Gesicht und Hemd waren blutüberströmt. Neben seiner Nase klaffte eine Wunde, das eine Auge war blutunterlaufen und fast geschlossen, die andere Gesichtshälfte, wo ich ihn mit dem Ellenbogen getroffen hatte, schwoll auch schon an, aber er gab nicht auf, sondern griff erneut an. Ich duckte mich, stand auf und versetzte ihm mit der Linken einen Kinnhaken. Er holte aus, ich sprang zur Seite, aber er erwischte mich am Oberarm. Ich wich zurück, um mich von dem Schlag zu erholen. Mein Arm war wie gelähmt. Er keuchte beim Atmen, aber er griff an. Plötzlich fühlte ich, wie mich die Angst packte. Was sollte ich tun, wenn er nicht aufgab? Ich zwang mich mühsam zur Konzentration, verdrängte die Angstgefühle, schlug auf das geschlossene Auge. Aus einem Riß an der Augenbraue schoß Blut hervor, verklebte ihm die Augen. Er blieb reglos stehen und ließ den Kopf hängen.

»Geben Sie auf, Harroway«, sagte ich und trat einen Schritt zur Seite. Er schüttelte den Kopf. Ich versetzte ihm einen Schlag in den Nacken.

»Hören Sie auf, Sie verdammter Narr«, sagte ich.

Er wollte sich auf mich stürzen. Ich sprang zur Seite, holte aus und traf ihn mit meinem Unterarm an der Schläfe. Erst richtete er sich auf, dann sackte er in sich zusammen und blieb auf dem Rücken liegen.

»Steh auf, Vic. Gib nicht auf«, bettelte Kevin.

»Er ist verletzt, mein Junge. Jeder Mensch ist verletzbar.«

»Er hat sich mit Absicht schlagen lassen.«

»Nein, er hat es nur nicht verhindern können, daß ich ihn schlug. Das ist keine Schande. Er hat sein Bestes gegeben und so gut gekämpft, wie er konnte. Er ist ein Mann und kein Feigling. Für dich ging er so weit er konnte, ja er ging sogar noch weiter als er konnte, und das nur für dich. Genau wie deine Mutter und dein Vater es taten.«

Nun, da alles vorbei war, spürte ich die Erschöpfung. Meine Arme zitterten, und in den Beinen fühlte ich Schwäche. Ich holte die Kugeln aus meiner Hosentasche und lud die Pistole, während ich sprach. »Wie weit hast du dich in letzter Zeit für einen anderen Menschen eingesetzt?«

Der Junge blickte zu Harroway hinunter. Aus der Ferne hörte ich eine Sirene. Irgend jemand mußte die Polizei gerufen haben, denn sie kam jetzt durch den Park. Kevin weinte. »Ich weiß nicht, was ich tun soll«, jammerte er und sah Harroway an, der noch immer reglos am Boden lag.

Roger Bartlett stand auf. Dann half er seiner Frau auf die Beine. Er zog ein Taschentuch aus der Hosentasche und reichte es ihr. Sie drückte es gegen ihre blutende Nase. Beide sahen Kevin an, der immer noch weinte. Dann ging Marge Bartlett zu ihm hin, umarmte ihn und brach ebenfalls in Tränen aus. »Mein armer Liebling«, sagte sie unter Schluchzen. Roger Bartlett kam und schlang die Arme um beide.

Harroway richtete sich jetzt mühsam auf und sah mich mit dem unverletzten Auge an.

»Hure?« fragte ich. Er sah mich an, als verstünde er nicht, was ich meinte. »Vor einigen Tagen haben Sie eine Dame als Hure bezeichnet.« Er sah mich immer noch verständnislos an. »Macht nichts. Jetzt sind wir quitt.«

26

Es war Zeit zum Abendessen, bis wir mit der Polizei in Boston alles geregelt hatten und ich wieder nach Smithfield kam. Man hatte Harroway vorläufig nur wegen tätlichen Angriffs in Tateinheit mit Körperverletzung festgenommen, bis man wegen der anderen Anklagepunkte – Entführung, Mord, Erpressung und Unzucht mit Minderjährigen – mit Healy und Trask gesprochen haben würde. Kevin ließ sich von seinen Eltern mit nach Hause nehmen, und ich fuhr zu Susan Silverman, um sie von eventuellen Cassoulet- oder Champagnerresten zu befreien und meine Hände in Eiswasser zu kühlen. Sie schenkte mir einen Bourbon mit Eis und Bitterlemon ein. Wir saßen auf ihrer Couch.

»Ist nun Vic Harroway der Alleinschuldige?« fragte sie.

»Nein, nicht ganz. Wie Harroway aussagte, hatte Croft die Fäden in der Hand. Er besorgte die Drogen, vermittelte Kunden für die Mädchen und kümmerte sich darum, daß die Polizei stillhielt.«

»Polizeichef Trask?«

»Vielleicht. Harroway sagt, er wisse es nicht. Croft habe ihm nur versichert, daß die Polizisten ihm nichts tun würden.«

»Hat er Maguire getötet?«

»Ja. Harroway sagt, es war ein Unfall. Er sei mit Kevin ins Haus gekommen, um ein paar von Kevins Sachen zu holen. Harroway hätte sich gerade am Getränkeschrank bedienen wollen, als Maguire dazukam. Als Maguire zum Feuerhaken gegriffen hätte, will Harroway zugeschlagen haben.«

»Und die Entführung, die dummen Späße und alles?«

»Das habe ich noch nicht ganz durchschaut. Harroway scheint es aus zwei Gründen getan zu haben. Der erste war ein praktischer: Er brauchte Geld, um mit Kevin ein neues Leben anzufangen, wie er sich ausdrückte. Allerdings nehme ich ihm das nicht ab, denn er hat ja, obwohl sie das Geld besaßen, noch weiter an Crofts Kunden Mädchen vermittelt und sich von Croft mit Drogen beliefern lassen. Der zweite Grund soll ein ideeller gewesen sein. Er wollte es dieser angeblich besseren, in Wirklichkeit genauso unmoralischen Welt, in der Kevin zu Hause war, heimzahlen und Kevins Eltern mit jenen makabren Späßen quälen. Jedenfalls sagt Harroway, daß er alles ohne Kevins Wissen getan habe, während Kevin behauptet, es sei seine eigene Idee gewesen. Nach Harroways Aussage war der Junge oben im Zimmer, als er Maguire erschlug. Kevin aber will angeblich dabeigewesen sein. Harroway versucht offensichtlich, den Jungen zu decken, aber andererseits gibt es auch in Kevins Darstellung einige Unstimmigkeiten. Der Junge scheint hin- und hergerissen zu sein zwischen seinen Eltern, für die er wohl doch noch mehr empfindet, als er dachte, und Vic Harroway, der sein Idol war, aber für den jetzt alles vorbei ist, wie Kevin ja weiß.«

»Ob es wohl gut oder schlecht für den Jungen war, daß er Harroways Niederlage miterlebte?« fragte Susan.

»Ich glaube, es war gut. Für Kevin war Harroway ein Superheld mit fast überirdischen Kräften. Ihm eiferte er nach, er wollte genauso werden wie er. Er haßte seine Mutter, weil sie ihn und seinen Vater daran hinderte, Supermänner wie Harroway zu werden. Seinen Vater verachtete er wegen seiner Schwäche.«

»Vielleicht hast du recht, vielleicht ist es aber auch nur zu vordergründig gesehen. Wir werden abwarten müssen. Die Seele hat ihre eigene Gesetzmäßigkeit, und ob Kevin sich jetzt normal entwickelt, wird erst die Zukunft zeigen.«

»Ja, aber als ich auf dem Sportfeld stand und jene Entscheidung fällen mußte, hatte ich keine Zeit, ein psychologisches Lehrbuch aufzuschlagen und über die Richtigkeit meines Handelns zu reflektieren.«

»Ich weiß. Du hast getan, was du tun mußtest. Außerdem wolltest du noch eine Beleidigung rächen, habe ich recht?«

»Ja, mein Schatz, du hast es erfaßt.« Ich schüttelte mein Glas, daß die Eisstückchen klirrten. Sie schenkte mir noch einen Bourbon ein. Der Alkohol wärmte mir wohlig den Magen. Ich nahm die linke Hand aus dem Eiswasser und tat die rechte hinein. Dann legte ich die Füße auf den Couchtisch und den Kopf auf die Lehne. »Weißt du, Susan, Harroway ist ein brutales Schwein, aber den Jungen hat er geliebt.«

»Sie alle lieben ihn«, sagte Susan.

»Sein Vater und seine Mutter?«

Sie nickte.

Ich überlegte einen Moment. »Ja, da hast du recht. Du hättest sehen sollen, wie die beiden auf Harroway losgingen. Bewundernswert.« Ich zog die rechte Hand aus dem Eiswasser, weil ich sie zum Glashalten brauchte, und legte den linken Arm um Susans Schulter.

»Wie kam es überhaupt zu Harroways Zusammenarbeit mit Croft?«

»Harroway sagte, daß Croft ihn aufgesucht habe. Vorher soll sich Harroway nur gelegentlich als Zuhälter betätigt haben. Erst Croft habe das Unternehmen gewinnbringend durchorganisiert. Er sorgte auch für die Drogen und die Kundschaft, Harroway war nur für den ordnungsgemäßen Ablauf zuständig.«

»Und die Einkünfte haben sie aufgeteilt?«

»Ja, zwei Drittel für Croft, ein Drittel für Harroway. Croft kassierte ein Drittel für einen stillen Teilhaber mit, den Harroway aber nicht kennt.«

»Kennen wir ihn?«

Ich schüttelte den Kopf. »Aber ich nehme an, daß Healy es aus Croft schon herausbringen wird.«

»Da fällt mir ein, Healy hat dir eine Nachricht hinterlassen, und ein Polizist aus Boston ebenfalls.« Sie ging in die Küche und kam mit dem Notizbuch, das immer neben ihrem Telefon lag, zurück. »Eine Dame rief in Healys Auftrag an und sagte, daß das Paket, das du dem Lieutenant zur Aufbewahrung gegeben hast, bei der Polizeiwache in Smithfield aufbewahrt wird. Du kannst es abholen, wenn du es brauchst, aber möglichst schnell.«

»Das ist Croft. Offensichtlich haben sie Angst vor Trask, wenn sie Croft ohne Haftbefehl in der Gegend herumkutschieren.«

»Außerdem sollst du einen Sergeant Belson oder einen Lieutenant Quirk anrufen. Sie sagten, daß du die Nummer wüßtest.«

»Ja, sogar auswendig. Das werde ich sofort erledigen.« Ich stand auf, wenn es mir auch schwerfiel. Du wirst alt, Spenser, sagte ich mir. Vor zehn Jahren hast du mehr vertragen. Ich wählte und erreichte Quirk.

»Ich habe die gewünschte Information«, sagte er, ohne mich wie sonst mit einer kleinen Frechheit zu begrüßen.

»Ja. Ich höre.«

»Er wurde in Tacoma, Washington, wegen illegaler Abtreibung gesucht. Die Geschichte liegt schon sieben Jahre zurück, damals war es noch ein Verbrechen. Heute hat sich in der Beziehung ja einiges geändert.«

»Aber er wird immer noch gesucht?«

»Ja, weil er aus der Untersuchungshaft abgehauen ist. Der Haftbefehl besteht noch, allerdings gibt es heute wohl kaum jemanden, der ihn noch ganz ernst nimmt.«

»Noch etwas?«

»Nicht viel. Ich habe den zuständigen Sachbearbeiter über den Mann ausgefragt, und er sagt, daß Croft es aus Gefälligkeit und nicht für Geld gemacht hat. Ansonsten hatte er als Arzt einen sehr guten Ruf. Der Fall kam überhaupt nur zur Anzeige, weil der Vater des Mädchens so viel Wind gemacht hat.«

»Verstehe.«

»Übrigens bist du nicht der erste, der sich für Croft interessiert. Polizeichef Trask hat sich laut Aktenvermerk vor sechs Jahren nach dem Arzt erkundigt.«

»Vor sechs Jahren?« Ich ahnte Böses.

»Ja. Was ist denn los dort draußen? Ich freue mich zu hören, daß du neuerdings so nett mit der Polizeibehörde zusammenarbeitest. Ist doch sonst nicht deine Art.«

Ich hatte es eilig. »Bis später. Ich ruf nachher nochmals an.«

»Was ist los?« fragte Susan, nachdem ich eingehängt hatte.

»Bin bald wieder zurück, Susan«, rief ich ihr zu und rannte zu meinem Auto. Von Susans Haus bis zum Gefängnis der Polizeiwache waren es fünf Minuten. Mir kamen sie wie eine Ewigkeit vor. »Dieses Schwein«, murmelte ich vor mich hin, als ich vor dem Gemeindehaus parkte. Ich knallte die Tür zu und rannte zur Polizeiwache, die mit dem Gemeindehaus und der Feuerwehr in einem Gebäudekomplex untergebracht war.

Trask saß allein in der Wachstube. Er sah zu mir auf, als ich eintrat. »Nun, Spenser, alles gelöst?«

»Wo ist Croft?« fragte ich.

Trask zeigte auf die Tür hinter dem Schreibtisch, an dem er saß. »Dort unten, sicher aufbewahrt.«

»Ich möchte ihn sehen.«

Trask war sehr freundlich, zu freundlich. Mein Magen krampfte sich zusammen.

»Bitte sehr«, sagte Trask, stand auf und entriegelte die Tür. »Dritte Zelle.«

Ich trat in einen schmalen Gang. Auf der linken Seite waren drei vergitterte Zellen, auf der rechten eine schwarzgestrichene Wand. In der dritten Zelle fand ich Croft. Er hing am obersten Querbalken, seine geschwollene Zunge hing heraus, die schwärzen Augen waren aus ihren Höhlen getreten. Er war tot. Mir wurde übel. Ich kämpfte mit dem Erbrechen. Die rot-silber gestreifte Krawatte schnürte ihm den Hals ab. Daß er tot war, wußte ich, bevor ich durch die Stäbe griff, um seinen Puls zu fühlen. Ich wußte aber auch, daß ich mit seinem Tod etwas zu tun hatte. Ich ging zurück in die Wachstube und schloß hinter mir die Tür. Trask hatte die Füße auf ein geöffnetes Schubfach des Schreibtischs gelegt und las ein fotokopiertes Schreiben. Er hatte sich inzwischen eine Brille aufgesetzt. Sein geröteter Specknacken war glatt rasiert. Als ich die Tür schloß, blickte er zu mir auf.

»Alles in Ordnung?« fragte er. Die Brillengläser verzerrten seine kleinen blassen Augen, als er mich ansah.

»Wieso schieben Sie eigentlich als Polizeichef hier Nachtdienst?« fragte ich.

»Sie wissen doch, wie mager unsere Polizeiwache besetzt ist. Ich habe nur zwölf Mann zur Verfügung, und die brauchen auch einmal Freizeit. Es ist hier nicht wie in Boston.« Er lächelte mir freundlich zu. Von dieser liebenswürdigen Seite kannte ich ihn bisher nicht.

An der Wand links von der Tür, die zu den Gefängniszellen führte, stand ein Tisch mit einer ahornfarbenen Kunststofftischplatte und Chrombeinen, und darauf eine Kaffeemaschine; daneben lag eine angebrochene Schachtel mit Pappbechern. Ich bediente mich. Der Kaffee war noch heiß. Dann setzte ich mich auf den Tisch und sah Trask an. Der stille Teilhaber…

»Trask, ich weiß, daß Sie Croft ermordet haben«, sagte ich langsam.

Er sah mich an, ohne mit der Wimper zu zucken. »Was reden Sie da für Unsinn?«

»Keinen Unsinn, die Wahrheit, Trask. Sie haben Croft eigenhändig erdrosselt und dann an dem Balken aufgeknüpft, um Selbstmord vorzutäuschen. Er war das einzige Bindeglied zwischen Ihnen und Harroway, deshalb haben Sie ihn beseitigt. Sie haben sich eingebildet, daß er Ihr Geheimnis mit ins Grab nehmen würde.«

Er sah mich forschend an. »Welches Geheimnis?«

»Prostitution, Rauschgifthandel, Sexshows und vielleicht auch Unzucht mit einer Ziege.«

»Das können Sie nicht beweisen.«

»Sie wissen seit sechs Jahren, daß gegen Croft ein Haftbefehl in Tacoma existiert. Das ist für den Anfang nicht viel, aber wenn man erst einen Ansatzpunkt hat, kommen die Beweise von selbst. Sie haben Croft jahrelang erpreßt. Ich weiß nicht, wie Sie auf die Idee kamen, sich für Crofts Vorleben zu interessieren. Vielleicht hatten Sie erst den Plan, und der entsprechende Mittelsmann fehlte Ihnen noch. Als Croft sich dann hier niederließ, schlugen Sie jedenfalls zu. Er mußte mit Harroway ins Geschäft kommen, und Sie kassierten von Croft. Der Plan war genial, und es wäre auch nie etwas rausgekommen, wenn Harroway sich nicht mit dem Bartlett-Jungen eingelassen und damit die Sache verpatzt hätte.«

Trask sah mich unverwandt an, sagte aber nichts.

»Und dann wird Croft in Ihr Gefängnis gebracht – mit einer Empfehlung von Healy und mir. Sie retten die eigene Haut und bringen ihn um. Hat er sich eigentlich nicht gewehrt, als Sie die Krawatte zuzogen? Wie wollen Sie rechtfertigen, daß Sie ihm die Krawatte nicht vorschriftsgemäß abgenommen haben?«

Trask schwieg auch weiterhin.

»Croft war bestimmt kein schlechter Kerl. Er hat einmal einen Fehler begangen, und den nicht aus Geldgier, sondern aus Gutmütigkeit. Erst Sie haben ihn zerstört, als Sie ihn zur Kuppelei zwangen. Und jetzt haben Sie ihn kaltblütig umgebracht. Ich fühle mich mitschuldig an seinem Tod, weil ich ihn Ihnen ausgeliefert habe, und Healy wird ähnliche Gefühle haben. Dafür werden wir mit Ihnen Schlitten fahren, das können Sie mir glauben. Sie werden für das, was Sie getan haben, büßen.«

»Nicht, wenn Sie den Mund halten«, sagte plötzlich Trask. »Sie können mit ins Geschäft einsteigen. Entweder nehmen wir uns für die Mädchen einen neuen Zuhälter, oder Sie machen beides, Harroways und Crofts Job. Natürlich kennen Sie sich im Rauschgifthandel noch nicht so aus, aber die Mädchen bringen in dieser Stadt sowieso den größeren Profit.«

Ich lehnte mich vor und spuckte ihm ins Gesicht. Er lief rot an und zog seinen Revolver. »Auch gut, Sie Rechtsapostel. Wenn Sie nicht mitmachen wollen…« Er wischte sich mit dem Handrücken die Spucke weg. »Sie sind hier hereingestürmt, um Croft mit Gewalt zu befreien, haben mich mit der Waffe bedroht, und ich habe Sie in Notwehr erschossen. Nachdem Croft sah, daß für ihn keine Hoffnung bestand, erhängte er sich.«

Ich lachte. »Was für eine gute Theorie! Zumal der Beamte der Staatspolizei, der Croft hier eingeliefert hat, Ihnen sagte, daß Sie ihn für *mich* sicher verwahren sollten. Und das Ganze geschah fünf Minuten, nachdem mir ein Lieutenant aus Boston erzählt hatte, daß Sie sich bereits vor sechs Jahren nach Croft erkundigten. Es existiert ein entsprechender Aktenvermerk. Was sind Sie doch für ein gescheiter Mann, Trask.«

»Sie kommen sich wohl verdammt überlegen vor? Aber ein Schuß, und Sie sind tot.«

Ich warf ihm den vollen Kaffeebecher ins Gesicht und schlug ihm die Waffe aus der Hand. Der Revolver rutschte über den glatten Fußboden. Trask wollte aufstehen, ich trat ihm in den Weg. »Holen Sie ihn, Sie Kohlkopf. Aber erst müssen Sie an mir vorbei.«

Er erhob sich halb, ließ sich aber wieder in den Stuhl fallen.

Ich ging zur Tür. Unterwegs hob ich den Revolver auf, ein Prachtexemplar, Sonderanfertigung. Ich warf ihn aus dem geschlossenen Fenster durch die Scheibe.

»Ich werde mich mit Healy in Verbindung setzen«, sagte ich. »Und Healy wird sich mit Ihnen in Verbindung setzen wollen. Fliehen Sie, wenn Sie können.«

Ich ging hinaus und ließ die Tür hinter mir offen.